Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 17. Januar 1931 Nummer 2

Inhalt

Gottlosigkeit . . . . . Martin Rade

Die Meisterlehre. Erstes Stück . . . . . G.

Um die ethischen Grundlagen des Gemeinschaftslebens.
Zu einem Vortrag über Gogarten und einer Schrift von Gogarten . Emil Fuchs

Die Mystik des Aktivismus . . . . . Franz Fischer

Der Gotteslästerungsprozeß. George Grosz . . . . . Ernst Bizer

Buddenbrooks und die Kirche . . . . . Hans Dittmer

Mysterium tremendum . . . . . Gustav Krüger

Zum Breslauer Theologentag. . . . Wobbermin / Heidler / Schmidt

Zur Lutherischen Tagung in Augsburg. . . . . Robert Jelke

Der Liberalismus . . . . . Martin Rade

Judaica. Der babylonische Talmud übertragen von Goldschmidt . . H. J. Schoeps

Die Geschichte als Sündenfall (Reisner) . . . . . Egon Hajek

Weltgeschichte? Nein! Zur Propyläen-Weltgeschichte . Hans E. Friedrich

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart.
Kontinentale und britisch-amerikanische Presse. . . . . Adolf Keller

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik – Verschiedenes –
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

An die Verächter

der Mission unter den Gebildeten unserer Tage!

Demnächst erscheint:

Theodor Devaranne

Christus an Torii und Pagode

Eine Handreichung für die Mission daheim

Preis acht Mark

Für Verächter der Mission, auch gerade unter den Gebildeten unserer Tage, ist dies Buch geschrieben. Bei weitester Würdigung der heutigen Krisenstimmung gegen sie und bei einem gewissen Verständnis für ihre Ablehnung draussen wie daheim, will es aus Skepsis und unfruchtbarer eschatologischer Schau erlösen und Mut machen, durch die Krisis hindurchhelfen, und vor einem Moratorium der Aussenmission (Joh. Müller, Paul Schütz) warnen. Es will zeigen, wie auch im fernsten Osten Christus auf der Landstrasse und am runden Tisch, am Torii in Japan wie an der Pagode in China noch immer wieder erkannt und geliebt wird.

*

Aus dem Inhalt:

KAPITEL I. Die Verteidigung der Mission.
- A. Verteidigung gegen Einwände. Eine Apologie.
- B. Vom Zweifel zur Tat. Mehr-Achtung vor der Mission!

KAPITEL II. Christus am Torii in Japan.
- A. Stellung der japan. Regierung zum Christentum.
- B. Einfluss des Christentums auf das japanische Volksleben.
- C. Die Mission in Japan.
- D. Japanisches Kirchen- und Gemeindeleben.
- E. Evangelische Typen aus Japan.

KAPITEL III. Christus an der Pagode in China.
- A. Stellung der chinesischen Regierung zu Mission und Christentum.
- B. Stellung des Christentums im chinesischen Volksleben.
- C. Die Mission in China.
- D. Chinesisches Kirchen- und Gemeindeleben.
- E. Chinesische Typen.

KAPITEL IV. Für die Jugend.
Aus Japan — Aus China — Die Heimat.

Lebendige Schilderung des Christentums östlicher Prägung!

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 2 | Gotha, 17. Januar 1931 | 45. Jahrgang

Inhalt: Gottlosigkeit [Sp. 49] — Die Meisterlehre. Erstes Stück [Sp. 50] — Um die ethischen Grundlagen des Gemeinschaftslebens. Über Gogarten [Sp. 52] — Die Mystik des Aktivismus [Sp. 59] — Der Gotteslästerungsprozeß. George Grosz [Sp. 63] — Buddenbrooks und die Kirche [Sp. 67] — Mysterium tremendum [Sp. 71] — Zum Breslauer Theologentag [Sp. 72] — Zur Lutherischen Tagung in Augsburg [Sp. 76] — Der Liberalismus [Sp. 77] — Judaica. Der babylonische Talmud übertragen von Goldschmidt [Sp. 79] — Die Geschichte als Sündenfall (Reisner) [Sp. 81] — Weltgeschichte? Nein! Zur Propyläen-Weltgeschichte [Sp. 84] — Bücher und Schriften: Arbeitslosigkeit (Fuchs); Oeconomia perennis (Orel); Richtlinien evangelischer Theologie (Wobbermin); Die große Glut (Karrer); Meister Eckehart spricht (Karrer); Wortsinn bei Eckehart (Fahrner); Psychische Erziehung (Watson); Religionsunterricht vom Kind aus (Neumüller); Der Heiland den Kindern (Vogel); Kraftquellen (Stuckert); [Sp. 85] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Kontinentale und britisch-amerikanische Presse [Sp. 89] — Wöchentliche Chronik [Sp. 94] — Verschiedenes: Vom Deutschen Studententag; Kleine Mitteilungen [Sp. 96] — Versammlungskalender [Sp. 96] — Anzeigen

Gottlosigkeit

Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott.
Psalm 14, 1

Eine Kirchenzeitung erzählte neulich ihren Lesern von der „roten Schallplatte". Der Verlag „Arbeiterkult" hat sie herausgebracht und darauf unter Anderm ein „Weihnachtslied der Arbeiterfamilie". Da heißt es:

Der Bürger frißt bei Kerzenlicht
Und macht sich's recht bequem,
Der Pfarrer in der Kirche spricht
Vom Stern zu Bethlehem,
Heut kennt der Bürger keinen Groll
Nach altem Christenbrauch,
Er ist von Menschenliebe voll
Und singt mit vollem Bauch:
Stille Nacht, heilige Nacht ...

Der Bürger sitzt bei Kerzenschein,
Heut ist er so gerührt,
Und denkt ans arme Christkindlein,
Wie es im Stalle friert.
Denn heute schwitzt er Christentum
Aus allen Poren aus,
Es singt zu Gottes Ehr und Ruhm
Das ganze Vorderhaus:
Es ist ein Ros' entsprungen ...

Auch ein „Gottlosenlied" bietet noch die Schallplatte. (AELKZ 52, 1246.)

Man ist solchen Dingen gegenüber wie gelähmt. Irgendwo und von Irgendwem wird das Instrument fabriziert, irgendwo tut es seinen lästerlichen tönenden Mund auf und sprüht sein Gift in die Menge. Schonungslos über allen Widerstand hinweg, den alte Anhänglichkeit an liebgewohnte Weihnachtslieder denn doch ihm hier und da in den Weg stellen mag.

Man ist bereit, auch dem gegenüber nach der eigenen Schuld zu fragen, Schuld der Gesellschaft, Schuld der Christenheit. Vorderhäuser haben gesündigt gegen Hof und Hinterhaus; Weihnachten genug hat der Bürger gefeiert mehr mit Augen- und Fleischeslust als mit Glauben und Liebe. Unendlich viel ist auch heute faul an all dem Frohsinn um den Christbaum her. Und quälende Armut, bittere, Mut und Ehre verzehrende Arbeitslosigkeit schärft draußen den Blick für das, was drin vom glücklicheren Nachbar geheuchelt und gemeuchelt wird. Aber trifft denn die Enterbten gar kein Strahl helfender Liebe, echter christlicher Weihnachtsgesinnung — wo doch die heute auch *da sind*? unter der Not der Zeit vielleicht wacher denn je?

Wir wollen gewiß nicht weigern uns anzuklagen. Aber indem zugleich der gute Wille in uns sich regt, der immer vorhandne, und sich tapfer streckt das zu tun, was heute not ist, will uns aller Mut sinken gegenüber solcher heutigen Gottlosigkeit.

Sie ist ganz anders von Gott los, als die des 14. Psalms. Jene Toren wohnten doch, daß ich so sage, in den Vorderhäusern. Es waren die Großen und Reichen, die sich vom Mark des Volkes nährten (14, 4). Die Armen waren damals fromm und selig (Luk. 6, 30). Heute — ach man kann nicht sagen: ist es umgekehrt, aber heute ist gerade die Armut Gott losgeworden.

Und das in einem Maße, mit einer Gründlichkeit, ohne Schonung und Vorbehalt, daß man in tiefster Seele erschrickt.

Wenn die Großen und Reichen gottlos sind, ist man ja leidlich imstande, sie dem göttlichen Gericht anheimzugeben. Wenn aber die Armen, so können wir das nicht, vor lauter Mitleid.

Und müßten aufstehen zu einem heiligen Kriege, mit äußerster Kraft, bis auf den letzten Mann, ob wir nicht doch der Seuche dieser Gottlosigkeit Herr werden. „Gott will es!"

Man achte auf die Minderwertigkeit dieser irren Poesie. Auf die raffinierte Grausamkeit, mit der selbst der Besitz geliebter lieblicher Lieder dem Armen nicht gegönnt wird. Wie alles darauf abzielt, daß er nur noch ärmer werde. Auch an Gemütswerten, an seelischen Kräften. Was aber hat man ihm zu geben, wenn er diese und Gott los ist?

Es ist eine ganz andre Gottlosigkeit, als sie die Bibel kennt und bekämpft. Es ist eine ganz andre Situation heute, in der wir uns ihr gegenüber befinden. Man findet kaum einen Bibeltext, diesen Armen zu predigen, die einst Gott hatten und nun von ihm los geworden sind*).

Daß wir uns von Gott die Augen öffnen ließen, die rechten Wege und Weisen zu sehen, damit wir den Bann lösen, der auf unsern Brüdern lastet! R

Die Meisterlehre

1

Als Jesus die große Masse der Erkenntnisbegierigen und Heilsverlangenden sah, begab er sich auf eine Anhöhe. Dort setzte er sich nieder, nahm seine Schüler in seine unmittelbare Nähe und sprach dann mit lauter Stimme, daß alle es hören konnten. So lautete seine Lehre:

Heil denen, die da wissen und nie vergessen, daß sie ihrem ganzen Wesen nach auf unverdiente Gaben der Güte angewiesen sind, daß sie nie durch eigenes Sein und Besitzen sicher und stark werden können! Sie erkennen ihre Leibeigenschaft vor dem König, der in allen Höhen und Tiefen Erzeuger, Besitzer und Geber aller Güter ist.

*) Darf ich erinnern an den Artikel „Christentum von Berlin O aus gesehen" in 1930 Nr. 2.

Heil denen, die in bangem Erschrecken vor diesem König niederfallen! Sie wird Er gnädig und wohlwollend aus dem Staube emporheben.

Heil denen, die gegen diesen König, gegen ihre Abhängigkeit von Ihm nicht aufbegehren, die ohne Murren Seinen Befehlen gehorchen! Sie wird Er zu Verwaltern Seines irdischen Besitzes machen.

Heil denen, die in ihrer Dienststellung vor Gott nach nichts so brennend verlangen, als daß sie dem, was ihnen anvertraut wurde, gerecht werden! — Es ist ja Sein Eigentum. — Sie werden das sein, was zu sein sie ersehnen: gerecht vor ihrem Herrn.

Heil denen, die das Eigentum Gottes mit den gütigen Vateraugen Gottes wertschätzen und — wie rechte Väter ihre rechten Kinder — mit väterlicher Liebe behandeln! Sie werden durch ihre Liebe in die Gewißheit hineinwachsen, selbst Gottes geliebtes Eigentum zu sein.

Heil denen, die sich den Blick nicht trüben lassen durch Leidenschaft, die aus der Selbstsucht stammt! Sie werden in Geschöpf und Geschehen nicht einem Teufel, sondern Gott begegnen und Ihn auch im Fleisch als Fleisch wahrhaftig erkennen.

Heil denen, die durch das Herz des Vaters hindurch verbunden sind mit allen Wesen, die dem Herzen des Vaters in Ewigkeit entströmen, und diese Verbundenheit, das Füreinanderdasein zu Gestalt und Ausdruck bringen! An ihnen wird der Vatername Gottes gepriesen werden, weil Er sich in Seinen Kindern lebendig erweist.

Heil denen, die um ihres richtigen Verhaltens willen gegenüber dem Eigentum des Königs bei den Abtrünnigen und Aufrührerischen Anstoß erregen, die aber lieber zu jedem Opfer bereit sind, ehe sie selbst sich beirren ließen in ihrer Einschätzung der Brüder! Sie bleiben bei dem König des Alls, und Er steht zu ihnen.

Heil euch, die ihr euch bewußt auf meine Seite stellt, auf die Seite des ernstgenommenen Gottes, wenn die vom göttlichen Geheimnis noch nichts Wissenden euch schmähen und schänden und euch zu Erzteufeln stempeln, weil ihr meine Botschaft wirklich geglaubt, das heißt auf euch bezogen habt! — Sie wissen es ja nicht besser. — Dann jauchzt in Heils- und Siegesliedern! Die lohnende Frucht eures Tuns leuchtet durch Unendlichkeiten. Ebenso, unter demselben Widerspruch hat Gott von jeher die Wahrheit durch die Seinen in die Welt getragen. —

Ihr, die ihr meines Sinnes seid, seid in der Menschenwelt kein bequemes Element, das man unbeachtet lassen könnte, bei dem nicht jedes Körnlein von Bedeutung wäre. Was das Salz für die Speise, das seid ihr für die Erde. Nichts darf es geben, was ihr nicht mit der Schärfe des Geistes durchdringt. Sollte das Unmögliche möglich werden, daß auch einmal das Salz seine Schärfe verliert, woran in aller Welt könnte es die Schärfe wiedergewinnen? Der Fall kann und darf nicht eintreten. Ihr wäret sonst gar nicht, was ihr seid. Etwas Kraft- und Saftloses verdient nur hinausgeworfen und von den Leuten zertreten zu werden.

Ihr, die ihr euer Wesen in meinem Geiste erkennt, seid allein die Stelle, von der aus das Licht Gottes in die Welt hineinstrahlt. Ihr seid die ersehnte heilige Stadt auf Gottes heiligem Berge. Der Glanz, der von euch ausgeht, muß so stark sein, daß er alle Tiefen überflutet. Gott wird euch schon hoch genug hinstellen. Denn so töricht sind nicht einmal Menschen, ein Licht anzuzünden, um es dann unter einem Gefäß zu verbergen. Im Gegenteil, man setzt es auf den Leuchter, damit es allen im Hause Anwesenden Licht gebe. So soll und muß der schöne Glanz Gottes durch euch hindurchstrahlen hin zu den Menschen. Sehen sollen sie Gottes vollkommenes Wirken an euch und durch euch. In Jubelhymnen sollen sie den Vatergeist preisen, der aus allen Himmeln zusammengeströmt ist in euch, um aus euch hervorzubrechen als erquickendes Licht.

Ihr dürft aber nicht meinen, daß ich damit die Sünde als einen Denkirrtum kennzeichnen will, daß ich den Abstand zwischen Natur und Gott, zwischen Fleisch und Geist aufhebe. Meine Sendung ist nicht, das zu beseitigen, was die Menschen als Forderung und Anspruch Gottes von jeher empfunden haben; auch nicht, das auszulöschen, was als Sehnsucht, Weissagung, Enderwartung auf dem Seelengrunde glühte und als Hoffnungsschrei in eine hoffnungslose Welt hineingeworfen wurde. Meine Sendung ist nicht das Verwässern, sondern den Betrug als Betrug zu entlarven und das Wesen des Geistes zur Erscheinung zu bringen.

Aus innerster, letzter Überzeugung sage ich euch: eher werden Himmel und Erde im Nichts versinken, als daß Gott einen der winzigsten Ansprüche, eine der geringfügigsten Forderungen an Seine Ihm Verpflichteten aufgibt. Was an Heilserwartung ausgesprochen wurde, wird über alle Erwartung Wahrheit werden.

Sollte Jemand glauben, einen kleinsten der unbeglichenen Ansprüche vor Gott und vor sich verheimlichen zu dürfen, und gar versuchen, auch Andere zu solchen Betrügereien zu verleiten, der wird sehr bittere, ihn sehr demütigende Erfahrungen machen vor dem König, dem das All gehört, und der darum Anspruch hat auf alles. Wer aber diesem König nichts, auch nicht das Geringste verweigert und jeden seiner Brüder zu gleichem Tun anhält, der allein wird Anerkennung finden vor dem Allherrscher.

Nachdrücklichst seid verwarnt: Wenn ihr an Treue, Willigkeit und Dienstbereitschaft nicht alle Himmelsadvokaten, alle privilegierten frommen Spekulanten überstrahlt, so steht auch ihr außerhalb der Grenzpfähle des großen Königs. G

Um die ethischen Grundlagen des Gemeinschaftslebens

Zu einem Vortrag über Gogarten und einer Schrift von Gogarten

1

Gottlob Wieser's Vortrag „Friedrich Gogarten" (Eugen Diederichs, Jena 1930. 50 S. 1.80 M.) ist eine ausgezeichnete, klare und sehr sympathische Darstellung der Gedanken Gogartens. Mit ihm fast gleichzeitig ist eine neue Schrift Gogartens erschienen „Wider die Achtung der Autorität" (ebenda 1930. 45 S. 1.60 M.). Sowohl das Zusammen- als das Auseinandergehen der beiden Schriften lehrt mancherlei.

Wieser (ich zitiere ihn „W" mit folgender Seitenzahl, den andern Vortrag „G") gibt zuerst ein Bild der Entwicklung Gogartens. Dessen Anliegen war es von Anfang, nach einem Denken zu suchen, das uns nicht über unsere Wirklichkeit hinausführt, auch nicht an ihr vorbei, sondern mitten in sie hinein (W. 8). Die Wirklichkeit aber ist, daß der Mensch Gottes Geschöpf ist. Damit stehen wir da, wo Gogartens ganzer Gegensatz gegen das „moderne Denken" einsetzt, „dessen Bestreben überall darauf ausgeht, den Menschen nicht als Geschöpf Gottes, sondern als Schöpfer zu verstehen, als freien Einzelnen, der seine Welt selber schafft" (W. 10). So kommt es zu der schroffen Scheidung von „Idealismus" und Christentum, zur Abwendung vom „modernen" und Hinwendung zum „biblisch-reformatorischen" Denken (W. 11). Sehr ausführlich wird in beiden Schriften dieser Gegensatz gegen das „Freiheits- und Unendlichkeitsgefühl" des modernen Menschen dargelegt. Es, wie alle „ichhafte" Auffassung des Menschen, wird durch den Schöpfungsglauben unmöglich gemacht. „Der Mensch muß verstanden werden als einer, der von Anfang an, der vom Schöpferwillen Gottes eben nicht als Einzelner geschaffen ist, nicht als einer, der das, was er ist, aus sich wäre, so wie wir heute die Persönlichkeit verstehen, sondern den Gott so schafft, daß er, der Mensch, das, was er ist, durch den Andern ist, so daß er das ist, was er in der Verantwortung vor

dem Andern ist, und sonst Nichts" (W. 40). Hier scheint sich die große, entscheidende Verbindung zwischen uns religiösen Sozialisten und der dialektischen Theologie aufzutun. Ganz stark auch in dem, was nun „Glaube" ist.

2

„Er ist nicht eine neue Ansicht über die Wirklichkeit, sondern ein von Grund aus neues und anderes Verhältnis zur Wirklichkeit" (W. 25). „Der Inhalt des Glaubens ist also die Begegnung mit dem konkreten Du als dem Geschöpf Gottes. Damit ist der Glaube ganz in die Du-Ich-Beziehung hineingestellt. ... Und zwar heißt diese Hineinstellung des Glaubens in die Du-Ich-Beziehung, daß es keinen Glauben gibt, der nicht, indem er an Gott glaubt, auch zugleich an den Menschen, das Du — die Bibel sagt: den Nächsten — als an das Geschöpf Gottes glaubt, durch das eigentlich Gott mit uns spricht und an das wir darum unlösbar gebunden sind" (W. 23 f.).

Scharf richtet sich Gogarten hier wieder gegen den Idealismus und Liberalismus, der den Menschen vereinzelt, und deshalb gar nicht mehr den wirklichen Menschen, sondern nur noch die Idee des Menschen kennt.

Die Entscheidung des Glaubens kann nun nicht vom Menschen aus vorgenommen werden. Sie ist die Wendung zu einem neuen Prinzip des Lebens, die nur durch die Begegnung mit Gott geschieht, die dieser herbeiführt durch seine Offenbarung in Christus. Er ist die Offenbarung Gottes, denn sein Wort nimmt mich ganz in Anspruch, meint mich als mich selbst und stellt mich zugleich ganz hinein in den Gehorsam, in die Liebe zum Nächsten (W. 36).

Damit ist gesagt, daß da, wo das Wort Jesu Christi gehört ist, keine Vereinzelung sein kann, sondern Zusammenhang. Wer es hörte, fühlt sich für den Andern verantwortlich, muß ihm und der ganzen Welt das Wort Gottes künden: die verhängnisvolle „Privatisierung des Glaubens", die unserer Zeit charakteristisch ist, ist unmöglich. „Wer das Wort Gottes sagt, gehört zur ganzen Welt, und er darf sich von Niemandem scheiden." „Kirche, das sind die, denen das Wort Gottes für die Welt anvertraut ist" (W. 36).

Ganz nahe kommt diese Gedankenwelt einem Blumhardt, Ragaz mit ihren Gedanken, daß die Offenbarung Jesu Christi als eine göttliche Lebenskraft in die Welt tritt, die nun uns hineinreißt in die neue Stellung zum Menschen, die neue Verantwortung, und daß nun aus dieser neuen Verantwortung die Gemeinde derer wächst, die Gottes Wort hören und künden, und die Welt, die es hört, wächst in ihnen und mit ihnen: das Reich Gottes.

Es scheint so. Es scheint nur so. — Denn nun wird der ganze Gedankengang, der die Offenbarung Jesu Christi in den Mittelpunkt stellt, der über Karl Barth von Blumhardt und Ragaz in diese Theologie gekommen ist, verdrängt.

3

Wieser führt an einer Stelle aus, was Jesus bedeutet: „Dieser Mensch stellt sich ganz hinein in die irdisch begrenzte Welt im unbedingten Gehorsam gegen Gott und in der ebenso unbedingten Bereitschaft, den Menschen zu dienen, auch das Letzte, sein Leben, für sie hinzugeben" (W. 28). Das ist eine Auffassung, die ganz mit der oben gekennzeichneten von Gogarten in eins geht. Aber ich habe bei Gogarten selbst nirgends eine Stelle gefunden, die so ins Konkrete, Wirkliche eingreifend die durch Jesus Christus geschehene Offenbarung darstellte. Schon an diesem Punkte bleibt er sehr im Undeutlichen. Denn dem allem, was wir schilderten, gegenüber steht jene andere Auffassung, die gar nicht auf Offenbarung fußt und von ihr ausgeht, sondern eine philosophisch reflektierte Anschauungsweise ist. Es ist jene Gedankenwelt, in der der Mensch von Gott tatsächlich nichts empfangen hat, nicht angerufen ist, nicht in irgendeinen Zusammenhang gestellt ist. Hier weiß er von Gott nur als von der Grenze seines Daseins, daß er Geschöpf ist. „Daß wir uns als Geschöpfe wissen, das ist unser einziges Wissen vom Schöpfer" (W. 23).

Der absolute Widerspruch zwischen dieser Vorstellungswelt und dem von Gottes Offenbarung geschaffenen Glauben wird verdeckt, indem dieses Wissen vom Schöpfer nun ausgeführt wird und daraus dieselben Konsequenzen gezogen werden, wie aus der Glaubensstellung. Als Geschöpfe wissen wir, daß wir zu Gottes Geschöpf im andern Menschen gehören. Aber es bleibt eben doch eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem Wissen von Gott, das wird, weil wir von Gott durch seine Offenbarung in ein neues Verhältnis zu Mensch und Welt gestellt sind und dem, in dem wir nur wissen, daß er der Schöpfer und wir das Geschöpf sind. Hier gibt es nur Unterordnung; dort ist im Menschen ein neues Prinzip geworden, auf Grund dessen ein Zusammengehören mit den Andern wird, seine Verantwortung für sie, aber doch immer etwas, was er selbst aus der Gewalt dieses neuen Prinzips suchen und gestalten muß.

Hier wird das Rätsel klar, warum derselbe Gogarten, der zunächst das Prinzip des Glaubens und der Offenbarung so richtig geschildert hat, plötzlich in eine groteske Feindschaft ausbricht gegen alles, was aus Glaube, Offenbarung, Gnade wird. „Freiheit", „Selbständigkeit" des Menschen, „Arbeit des Menschen für das Reich Gottes" — das alles ist nur jene Überheblichkeit, die ihre Grenzen nicht kennt.

Daß der Mensch durch den „Glauben" in diese neue Stellung zum Andern gestellt wird, daß durch ihn ein neues Lebensprinzip ihm gegeben wird, das alles ist nicht mehr vorhanden. Die Worte „Freiheit" und „Selbständigkeit" werden von Gogarten nur in dem Sinn von Willkür und Selbstüberhebung genommen. Daß die Bibel spricht von der „Freiheit, damit uns Christus befreiet hat", daß Luther die „Freiheit eines Christenmenschen" verkündet, das gibt es nicht. Der Glaube an die Freiheit des Menschen ist die Gottlosigkeit dieser Zeit. Daß die im Glauben dem Menschen wachgerufene Verantwortung ein eigenes Prinzip ist, das Menschen unabhängig macht, frei von den Gewalten der Ichsucht und Leidenschaft, mit Verantwortung füllt für die Andern und dadurch ein neues Prinzip der Zusammenfassung in die Gesellschaft einführt, wird nicht gesehen. Daß die Gnade Gottes eine Wirklichkeit ist, die ein neues Werden zu Gott hin im Menschen schafft, wird empört abgelehnt. Daß Seinsollen „wie Gott" kennt Gogarten nur als den Rat des Teufels: „Nicht Gott ist das Maß des Menschen, und darum kann auch nicht, darf nicht Gottes An- und Fürsichsein Vorbild sein für das Gut-sein des Menschen. ... Wenn ein Vater gut ist gegen sein Kind, dann wird das Kind diesem Gutsein nicht dadurch entsprechen, daß es dasselbe tut, was der Vater tut, also, daß es sich den Vater zum Vorbild nimmt" (G. 32).

Man beachte wieder die Mischung einer metaphysisch-spekulativen Einstellung mit der des Glaubens, der den göttlichen Ruf der Gnade empfangen hat. Das spekulativ festgestellte Verhältnis zu Gott macht „Gnade" unmöglich, macht unmöglich, was Jesus sagt: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Er sagt das in dem Zusammenhang: „Liebet eure Feinde. ..."

Luther sagt von derselben Glaubensgewißheit aus: „Gottes Kinder sind wir durch den Glauben. ... Götter sind wir durch die Liebe."

4

Was bleibt, wenn man die von Gott gewirkte Verantwortung als tragendes Prinzip der Gesellschaftsgestaltung leugnet? Es bleibt eben die Autorität.

Und „Autorität" ist selbstverständlich die äußere Autorität des Staates und seines Zwanges. Jene innere Autorität, die in dem Menschen wächst, sobald aus dem Tun und Wesen von Menschen, aus gesellschaftlichen Gestaltungen, Bestrebungen und Bewegungen der Ruf Gottes ihn trifft, die gibt es bei Gogarten nicht.

So ist er völlig außer Stande, die eigentliche Lage und Not unserer Zeit zu erkennen. Er sieht nicht, daß die alten Autoritäten zerbrochen sind, weil sie Autorität, Zwangsautorität forderten und übten, während sie gleichzeitig die innere Autorität vergeudeten. Sie waren ja nur noch Zwangsinstrumente einer zu Unrecht herrschenden Schicht. Wie jeder gedankenlose Bürger hört er aus den Bestrebungen unserer Zeit den Ruf nach „Gleichheit", während doch Gott die Menschen ungleich schuf und gerade durch ihre Ungleichheit zusammenhält. Er meint also wirklich, daß es irgendeine ernstzunehmende Bewegung gibt, die diese Art von Gleichheit fordert und will. Hier, wie in seinen Ausführungen über „Freiheit" „Autorität" usw. steht man immer wieder vor der Frage, wie es eigentlich möglich ist, daß ein Mann über Dinge zu schreiben wagt, die er entweder überhaupt nicht kennt oder nur noch durch die Brille unmöglicher Vorurteile sehen kann.

Da nun Gott diese Menschen in ihrer Ungleichheit und durch ihre Ungleichheit zusammenhält, entsteht eine Welt der Qual, die sie sich einander bereiten. Es wird ein Gegeneinander Aller gegen Alle in jedem der menschlichen Verhältnisse, indem sich Gottes Zorn offenbart „in der Unentrinnbarkeit dieses Verfluchtseins alles menschlichen Lebens auf dieser Erde" (G. 43). Aber in demselben Zwang des Aneinandergebundenseins liegt Gottes Gnade, Gottes „Für-die-Menschen-sein". Er ist da in den Ordnungen, in dem Zwang, in dem Staat und seiner Autorität, in denen „diese Ungleichheit durch Zwang, durch Befehl und Autorität erhalten wird" (G. 44) und dies ist zugleich die Güte Gottes, durch die er diese Welt trotz ihrer Sünde erhält, bis zu dem Augenblick, wo Er sie vernichtet und Er die neue Welt schafft.

Nun sagt Gogarten zwar deutlich, daß man die immer notwendige Form des Zwanges und der Autorität nicht verwechseln dürfe mit den historisch gewordenen Formen dieser Autorität. Es bleibt aber völlig im Dunkeln, wie an Stelle der historisch gewordenen Autorität eine neue wird. Einmal scheint es, daß diese wie am Ende das Reich Gottes ebenso unbegreiflich durch Gott gesetzt wird. Einmal wird den Menschen ein Vorwurf daraus gemacht, daß sie sich der Autorität nicht beugen, als wenn diese einfach da wäre. Und schließlich sagt er von unserer Zeit:

> Daß einer Führer ist, das ist dann nicht mehr eine Sache der ethischen Entscheidung und Verantwortung, sondern eine Angelegenheit, die von der Majorität, von der Stimmenzahl abhängt. Das heißt aber, daß der Führer eben kein Führer mehr ist, sondern ein Geführter, und die Geführten sind die — unverantwortlichen Führer. Denn wer für Andere verantwortlich sein soll, muß in Autorität von ihnen Verantwortung fordern dürfen. Aber wie will man in Autorität von denen Verantwortung fordern, die sich selbst verantwortlich sind? (G. 39)

5

In dem ganzen Büchlein nicht ein Ton, der verriete, daß Gogarten von dem ungeheuren Ringen ernsthafter Menschen im politischen, wirtschaftlichen Leben unserer Zeit etwas weiß, von jenem Ringen, in dem Menschen ihr Leben verbrauchen, um aus dem, was sich ihnen als Gerechtigkeit aufgedrängt hat, wieder Autorität, Führung der Masse zu schaffen, und dadurch jene Verantwortungslosen zurückdrängen, die mit Hetze, Verleumdung und bequemen Vorurteilen Menschen führen wollen. Kein Ton verrät Achtung vor der Masse, die durch schwerste Zeiten solche Menschen und Gedanken trug und sich weder in der Treue ihrer Arbeit unter schwerstem Joch, noch in der Treue gegen die Gesellschaft irre machen ließ, während die „höhern" Klassen gänzlich absorbiert waren und sind vom Kampf um ihre privilegierte Stellung und damit um jene „Autorität", die endgültig dahin ist.

Was bedeutet das aber für ein „Denken", wenn man von da aus für das Entscheidende unserer Zeit keinerlei Verstehen — nicht einmal ein Sehen der Tatsachen gewinnen kann!

Dasselbe gilt auch für das geschichtliche Werden. Für Gogarten kommt die Zersetzung unserer Zeit aus der Falschheit des autoritätslosen Denkens, nicht das Denken aus der Not der Zeit. Und er scheint ganz ernstlich zu meinen, daß man die Zeit in Ordnung bringt, wenn man ihr die richtige Art des Denkens beibringt. Er hat kein Verständnis dafür, daß schon Luther, aber ebenso die Entwicklung des 19. Jahrhunderts, das individuelle Gewissen gegen Autorität von außen setzte, um neue innerlich begründete Autorität zu schaffen. Für ihn kann Autorität nur die überlieferte Autorität sein. Wer nicht ahnt und sieht, wie neue Autorität errungen wird, wer kein Auge hat für die schwere Arbeit und das Ringen derer, die sie im öffentlichen Leben wieder schaffen, der muß erstaunlich blind sein für alles, was wesentlich ist. Erstaunlich blind auch für die Tatsache, daß dort, wo man theoretisch nichts von Offenbarung weiß, dort, wo man in unklaren, falschen Gedanken lebt, daß dort der Ruf Gottes gehört und Arbeit für seinen Willen geleistet werden kann. Auch dort kann die Kirche sein, die aus Suchen neuer Verantwortung und ernstem Schaffen der Welt das Wort Gottes kündet.

6

Das ist für Gogarten allerdings nicht möglich. Denn im Zusammenhang mit der zweiten Linie seiner Gedanken ist ja nun die Offenbarung Gottes nicht mehr jenes Hineingreifen Gottes in den Menschen, durch welches eine neue Stellung zur Welt geschaffen wird. Es kommt ja nun nicht mehr auf jene andere Einstellung zur Welt an, die sein kann ohne Wissen von ihrem Grund, — ohne theoretisches Wissen. Es kommt auf die gedankenmäßige Einstellung an, in der das Geschöpf sich zu seiner Geschöpflichkeit bekennt. Damit ist aber auch die Kirche nicht mehr die Gemeinde derer, die das Wort Gottes gehört haben und der Welt verkünden. Sie ist eine Anstalt, der das Wort Gottes anvertraut ist. „Christlicher Glaube erhält seine Wirklichkeit nur innerhalb der Kirche" (W. 33). Das Wort hat nun den bedenklichen Nebensinn: „Nur innerhalb der kirchlichen Tradition", die die guten Christen „Kirche" nennen. Die Frage, ob die Kirche nicht immer eigentlich irgendwo anders war, kann da gar nicht mehr gestellt werden. Das äußere Bekenntnis zum Wort Gottes wird wieder zum Kennzeichen des Christseins.

Die Autorität, der man sich beugt, ist — nicht mehr die Offenbarung Gottes in Jesus, nicht das Wort Gottes, das aus jedem Andern uns anruft, sondern die „Schöpfungsordnung Gottes". Man wird darüber hinweggetäuscht, daß das etwas ganz Anderes ist als Gottes Offenbarung, indem Gogarten immer wieder betont, daß das eben die Schöpfungsordnung ist, daß wir nicht allein in der Welt sind, sondern nur eingeordnet mit den Andern, „in unserm Stand". Wir sind da als Mann und Weib, als Eltern und Kinder, als Herr und Knecht. Es ist schon wunderlich, daß „Herr und Knecht" Gottes Schöpfungsordnung sei, während Gott doch wohl auch den Begabteren schuf, ein Diener der Andern zu sein. Aber geben wir zu, Mann und Weib, Eltern und Kinder — das ist sicher Gottes Schöpfungsordnung. Bedeutet dies, daß ich jedem Weib gegenüber Mann bin, eine Frage, die mit großem Ernst von mancher christlichen Bewegung gestellt wurde (Münster) — bedeutet es die Ehe? Daß ich Vater bin — bedeutet dies die Autorität, wie man sie wohl vor 100 Jahren in Anspruch nahm, wo man Tochter

und Sohn nach seinem Willen verheiratete? Bedeutet es, daß ich in großer Ehrfurcht mein Kind nur auf seinem eigenen Weg unterstütze? Was bedeutet es für das Kind?

Es ist ganz klar, daß man aus dem Gedanken der Schöpfungsordnung Gottes nur dann Irgendetwas machen kann, was unser Leben reguliert, wenn man sie naiv in Eins setzt mit irgendeiner überlieferten gesellschaftlichen Anschauungsweise. ... Dann steht man aber gerade da, wo die Kirche ihre ganze Autorität vergeudet hat, indem sie eine überlieferte gesellschaftliche Anschauungsweise mit dem Evangelium verwechselt. Gerade hier muß ganz deutlich herausgearbeitet werden, daß das Evangelium ein Ruf ist, der uns zwingt, in tiefster Verantwortung gesellschaftliche Gestaltung zu schaffen, Kirche, die ihn weiterträgt — aber nicht als Wort allein, sondern als gestaltendes Wort. — Gesellschaft, Staat, Wirtschaft, die im Gehorsam gegen diesen Ruf sich zu gestalten suchen. Gerade in diesem Gehorsam werden wir Menschen erst wissen, was es heißt „Sünder" sein, nicht können, was man soll, nicht gestalten, was gestaltet werden muß, immer wieder bei dem Mangelhaften stehen. Aber in dieser Arbeit werden wir auch wissen, daß über uns der Ruf zum Ganzen, zur Vollkommenheit, zum Reich bleibt. So werden wir erfahren, daß unserm Werk ein Ewiges eingebettet ist, durch das es besteht, und ein Menschliches, durch das es immer wieder untergeht und durch Neues ersetzt werden muß, das wir in Gottes Auftrag schaffen.

Wird daraus einmal das Vollkommene werden? Gogarten bestreitet es, obwohl klare Worte der Schrift das Gegenteil sagen. Er weiß ganz sicher, daß diese Erde nur die Stätte der Sünde und Vergänglichkeit bleibt. Gott erhält sie, indem er durch seine Güte ihr den Staat, die Zwangsordnung und Zwangsautorität gibt. In ihr allein ist das Gute Gottes in dieser Welt vorhanden. Er wird sie so erhalten bis zu dem Augenblick, wo er sie vernichtet und dann den neuen Himmel und die neue Erde schafft. Nur Er tut das, nicht der Mensch.

Woher weiß Gogarten von dieser Zukunft? Wenn sie nicht hineinragt in unsere Welt, wenn sie nicht uns ruft, ihr entgegenzuringen, was ist sie dann für uns?

Gleichzeitig mit den Schriften Gogartens las ich die Schrift von Anna Siemsen über „Religion und Sozialismus". Ich finde in dieser antikirchlichen — in gewissem Sinn antireligiösen — Schrift mehr vom Wissen jener Zukunft, vom tatsächlichen Gerufensein als bei Gogarten*).

7

Wenn das alles nicht mit so viel kindlichem Selbstbewußtsein vorgetragen würde, könnte man es fast tragisch nennen, wie bei Gogarten jene gewaltige Erkenntnis Blumhardts, Ragazens von dem Reiche Gottes als einem wirklichen geschichtlichen Geschehen wieder verdunkelt wird durch denselben theologischen Intellektualismus, den er so sehr bekämpft. So weit geht das, daß Gogarten die Zersetzung der modernen Welt zurückführt auf die Zersetzung der Autorität durch das Denken des Idealismus und Liberalismus. Seine sehr einseitige Anschauung von Luther schützt ihn davor, zu sehen, daß er dann eigentlich mit dem Katholizismus in Luther den Anfänger dieser verderblichen Entwicklung erkennen müßte. Daß es umgekehrt steht, daß die Privatisierung des Christentums kam, weil die alten Formen der Welt sich zersetzten und die vom Ruf Gottes getroffenen Gewissen neue Gestaltung suchen mußten, sieht er nicht. So sieht er auch nicht, daß das die „Schuld" ist, daß man eben diesen Weg christlichen Gewissens nicht zu gehen wagte. Schon Luther und noch mehr die Zeiten nach ihm, verzichteten auf die Gestaltung der Welt aus der Verantwortung des vom Evangelium getroffenen Gewissens. So konnte eine Gesellschaft wachsen, in der Christentum private Überzeugung in einer ihr widersprechenden Gesellschaftsgestaltung war und ist. So mußten all die großen Glaubensgedanken von der Freiheit, die werden kann — werden soll, von der brüderlichen Gemeinschaft, von der Gestaltung dem Reiche Gottes entgegen zu jenen Halbheiten und menschlichen Unzulänglichkeiten abblassen, als die sie nicht Kraft haben. So mußte der Gedanke vom Reiche Gottes zu jenem Entwicklungsglauben werden, der allzu menschlich-optimistisch schließlich nicht mehr überzeugen kann. Darüber sollten wir nie vergessen, daß Ungezählte in diesen Gedanken immer wieder den Ruf der Verantwortung empfangen haben und empfangen. Gogarten selbst auch sieht nicht, daß er mit all seinem Gegensatz gegen diese verblaßten Gedanken gerade das tut, was das Verhängnis dieser Bewegung war: die Pflicht der Weltgestaltung aus dem Geist des Evangeliums ablehnen.

Auch das sieht Gogarten nicht, daß diese Gedanken des Idealismus und Liberalismus wirklich nicht mehr das „Denken der Zeit" sind, als das er sie dauernd darstellt und bezeichnet. Das Denken der heutigen Zeit ist vielmehr jener am Menschen verzweifelnde Pessimismus, der Gogartens Gedanken zum Grunde liegt, und der nach äußerer Autorität ruft*). Wer verfolgt hat, wie sehr gerade die dialektische Theologie immer wieder Spiegel der Zeitstimmung war von der Revolution bis heute zum Autoritätsbedürfnis, der kann lächelnd zusehen, wie man gerade auch hier den Andern vorwirft, was man selber ist. Nein, nicht die sind die „Modernen", die heute noch wagen auch in idealistischer und liberaler, sogar in der alten rationalistischen Gedankenwelt Bildungen zu sehen, durch die wir unter dem Zwang einer gewaltigen geschichtlichen Notwendigkeit gehen mußten, aus denen wir also zu lernen haben, und die wir nicht durch eine romantische Verherrlichung der Zeit, die sich noch der Autorität zu beugen wußte, bei Seite schieben können.

Hier stehen wir aber an dem ganz wichtigen Punkt: Wie in dieser Geschichte, so ist in aller Geschichte Gott, der schaffende Gott, und sein Wort geht schaffend weiter durch die Welt, wie Luther sagt: die Schöpfung hört nie auf, und er zielt darauf, daß er alles wieder so herstelle, wie er es geschaffen hat.

Dann aber gilt es dauernd auf den Ruf zu lauschen, der aus jedem „Andern", aber auch aus aller großen Not aller Andern, aus dem ganzen Schicksal der Gesellschaft an uns kommt. Nur wer den hört und dann das Gewaltige erlebt, daß dies der Ruf Jesu Christi ist in neuer, gewaltiger Gestalt, der wird erkennen, was es heißt: Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns!

Wer aber Christen, Kirche, Theologen lehrt, das Wort Gottes wieder als eine aus der Vergangenheit zu uns kommende Autorität zu nehmen, die Kirche als die Anstalt, die das trägt — der verhindert, daß die Kirche erwacht zu ihrer Aufgabe, unsrer Gegenwart das Wort zu künden, dessen gestaltende Macht allein ihr neue Ordnung, neue Autorität geben kann. Gott wird sich seine Wege dafür suchen. Man sieht es schon, wie er die an die Arbeit stellt, die außerhalb der traditionellen Kirche seinen Ruf gehört haben. Geht unsere Kirche, unsere Theologie diesen Weg weiter, so töten sie sich und viele Seelen mit.

Eisenach Emil Fuchs

*) „Religion, Kirche und Sozialismus". Berlin, E. Laub (Komm. Leipzig, Otto Klemm) 1930. 64 S. 1.10 M.

*) Wieser klagt an verschiedenen Stellen die an, die immer wieder von der Unklarheit Gogartens redeten. Er führt dies darauf zurück, daß wir uns völlig abgewöhnt haben, so real zu denken, wie es zum Verstehen des Christentums nötig ist. Sollte es nicht vielmehr daran liegen, daß Gogarten tatsächlich mit dem von Blumhardt und Ragaz kommenden neuen Verständnis der Offenbarung Zeitgedanken und Zeitstimmung in eins verarbeitet? Das aber ist eben nur möglich durch Verbindung der beiden Gedankenwelten in sehr zweideutig konstruierten Sätzen.

Die Mystik des Aktivismus

Ein Beitrag zum Problem moderner Religiosität

Das Menschengeschlecht jeder Zeitepoche hat seinen besonderen Mythus, ein Bild seiner Träume und Hoffnungen, seiner letzten Ziele und Absichten. Kein Geringerer als der junge Goethe hat in seiner Sturm- und Drangperiode dem modernen Menschen seinen Mythus in einem hinreißenden revolutionären Gedichte entworfen. Der Schildträger und Held dieses Mythus ist der prometheische Mensch, der sein Dasein nicht mehr auf die Abhängigkeit von höheren Mächten stellt, sondern es einzig und allein in dem Selbstgefühl seiner eigenen Schöpferkraft verankert.

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen, zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten —
Wie ich!

Das Leben des Menschen ist von irrationalen Mächten abhängig: irrational ist die Tatsache unserer Geburt, unseres Daseins überhaupt, irrational ist die Verflochtenheit in bestimmte schicksalhafte Verhältnisse, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie, einem bestimmten Volke, einem bestimmten Jahrhundert, irrational ist der gesamte Bestand unserer Lebenserhaltung. Eine Störung in der Naturordnung (z. B. Erkaltung der Sonne) und unser Lebensbestand ist in Frage gestellt. Irrational ist das alles, ein Geheimnis, nicht völlig durchschaubar für unseren Verstand, dem Zugriff unseres Willens entzogen. Das Ringen des Menschen seit dem Augenblick, da er auf der Erde erscheint, ist von dem unablässigen Streben erfüllt: das Irrationale, das Unberechenbare, das Schicksalhafte immer mehr einzuengen, immer mehr seinem Verstande, seinem Willen zu unterwerfen. Der unermüdliche Geist des Menschen drang immer tiefer in die Gesetze jener Natur ein, von der der Mensch in seinem Lebensbestande so außerordentlich abhängig ist.

Der Kampf des Menschen um seine Freiheit von irrationalen Gewalten war von Erfolg gekrönt: Naturwissenschaft, Technik und Wirtschaft haben die Natur in unerhörter Weise unterworfen und den menschlichen Zwecken dienstbar gemacht.

Aber hier beginnt der Sündenfall, der seit der Renaissance die Entwicklung der Neuzeit kennzeichnet: ein Rausch der Selbstherrlichkeit, eine prometheische Ekstase kommt über den modernen Menschen, der nun entschlossen ist, aus eigener Kraft das Paradies auf Erden zu bauen, jenes Paradies, aus dem sein stolzes Streben nach Gottgleichheit ihn vertrieben hatte. Ein neuer Prometheus tritt auf den Plan: der Naturwissenschaftler, der Techniker, der Nationalökonom, der Mensch mit dem großstädtischen Präzisionsgehirn, der Ursache und Wirkung erforscht, der alles in rationale Formen bannt und bändigt, um die Natur ganz in seine Gewalt zu bekommen, der mehr denn je betört ist von dem lockenden Ruf der Schlange im Paradies: „Ihr werdet sein wie Gott!" Dieser Prometheus hat eine Religion, in deren Mittelpunkt jene Schlangenverheißung steht. Diese Religion ist die Mystik des Aktivismus, der fieberhaften rastlosen Tätigkeit.

Eine leuchtende Zukunftsvision fasziniert das geistige Auge der Moderne: das gelobte Land, die von den Dichtern erträumte Insel Utopia, der Sonnenstaat der Menschheit, das Himmelreich auf Erden, das verlorene Paradies wird eine Wirklichkeit durch den Aktivismus des Menschen, ohne daß man erst die Hilfe eines Gottes oder die Gnade von oben abwarten muß.

Wie heißt das Mittel zur Verwirklichung dieses Traumes? Es ist die Maschine, das typische Sinnbild unseres Zeitalters. Die Maschine: eine Stahl gewordene Rationalität, Materie, gebändigt und geformt durch schärfste und unerbittlichste Logik, durch die lückenlose Verwendung des Prinzips der Kausalität und der Dynamik. Kann man nicht schon von einer Magie und Mystik, von einer Vergottung und Verhimmelung der Maschine sprechen?

Der russische Film „Der Kampf um die Erde" zeigt zwei Szenen, die durch ihren Kontrast sehr aufschlußreich sind. In der einen Szene sieht man die Bauern vor den Bildern der Heiligen auf den Knien liegen, ohne daß ein Wunder geschieht. Dagegen das nächste Bild, das eine Menschenansammlung um den „neuen Gott" zeigt: langsam entfernt man die Hüllen, zum Vorschein kommt eine Zentrifuge, aus der Milch herausfließt. Der moderne Mensch sieht in der Maschine die Erlöserin der Menschheit, Befreierin von Leid und Lebensangst, das Mittel zu schrankenloser Macht und schrankenlosem Genuß, zur Gottwerdung des Menschen.

Der Gelehrte Wagner in Goethes Faust ist ein Vorläufer des modernen Naturwissenschaftlers und Technikers. Der Gelehrte des Faust-Dramas will im Laboratorium das Leben konstruieren und zwar auf rationale, mechanische Weise. Das Laboratorium soll die Werkstätte Gottes ersetzen und der Mensch die Rolle des Schöpfers übernehmen. Im Glaskolben sind Stoffe eingeschlossen, aus denen ein Mensch hervorgehen soll, an die Stelle der natürlichen Lebensentstehung soll die künstliche treten:

Behüte Gott! Wie sonst das Zeugen Mode war,
Erklären wir für eitel Possen ...
Nun läßt sich wirklich hoffen,
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —
Den Menschenstoff gemächlich komponieren,
In einem Kolben verlutieren
Und ihn gehörig kohibieren,
So ist das Werk im Stillen abgetan.
Es wird! Die Masse regt sich klarer!
Die Überzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probieren,
Und was sie sonst organisieren ließ,
Das lassen wir kristallisieren.

Homunculus: die Herstellung des Lebens auf wissenschaftlich-technische Weise ist das Ziel aller geheimsten Wünsche, nicht nur der Alchemisten, sondern gerade des modernen Menschen. Wenn das gelänge, wäre jetzt das Paradies auf Erden mit einem Schlage da und der Mensch selber hätte Gottes Thron eingenommen.

In zwei Formen kommt in der Gegenwart die Mystik des Aktivismus zum Ausdruck: im Amerikanismus*) und im Bolschewismus. Wie sehr diese beiden Erscheinungen soziologisch und strukturmäßig verschieden sein mögen, das Ziel ist beiden gemeinsam: die Erreichung des Erdenparadieses mit Hilfe von Naturwissenschaft und Maschine, von Zivilisation und Mammon. Was New York in rein individualistischer und großkapitalistischer Weise erreichen will, das sucht Moskau in kollektivistischer und kommunistischer Form zu verwirklichen. Es handelt sich hier nur um zwei Gegenpole, die auf derselben Ebene liegen. Beide Arten dieses mystischen Aktivismus treten auf mit dem Anspruch der Absolutheit und mit der Verheißung der Erlösung. Die Diktatur ist nur der politische Ausdruck dieser Ansicht. Während Moskau ganz offen die Diktatur des Proletariats verkündigt, verbirgt New York seine weltimperialistischen Gelüste, sein Streben nach der Diktatur des Dollarmagnaten hinter den Phrasen von Frieden und Freiheit. Die Verherrlichung des Judas in Rußland zeigt für beide Erscheinungen, den Bolschewismus und den Amerikanismus, ganz deutlich, daß es sich bei dieser Art von Zukunftsschau um eine Judasreligion handelt: nicht Jesus, sondern Judas ist der Heros und der Heiland der Menschheit. Die Mystik des Aktivismus ist die offene Kriegserklärung an das Christentum.

*) Nicht vom christlichen Aktivismus des social gospel ist die Rede. D H

Zwei grundsätzlich verschiedene Zukunftsvisionen stehen hier einander gegenüber: beide warten auf den neuen Himmel und die neue Erde, aber die Wege der Verwirklichung sind von radikal entgegengesetzter Art. Das Reich Gottes kann durch kein menschliches Wissen und Wollen herbeigezwungen werden. Deshalb ist Jesus Gegner der Pharisäer und Schriftgelehrten, die den Gedanken vertraten: wenn an einem Tage alle Gesetze und Vorschriften erfüllt würden, dann wäre das Reich Gottes Wirklichkeit geworden. Die Pharisäer und Schriftgelehrten wollen Gott, diese irrationale, über alles menschliche Maß hinausragende Größe, rationalisieren, ihn zu einem Gegenstande menschlichen Denkens und Handelns machen. Gott aber steht immer über dem Menschen und ist nicht eine Möglichkeit, über die Menschen beliebig verfügen können. Gott entzieht sich der Berechenbarkeit und dem selbstsüchtigen Zugriff des Menschen. Der Mensch muß bei aller Verpflichtung zu rastloser Anspannung seiner Kräfte dennoch ein Wartender, Hoffender sein. Der neue Himmel und die neue Erde sind nicht das Werk von Menschenwitz und Menschenkunst, sondern Gottes eigene, freiwillige Tat. Die Zukunftvision, die von Moskau und New York gepredigt wird, übersieht eine sehr wesentliche Tatsache: die irrationale Polarität aller Dinge und Erscheinungen, in denen nicht nur segensvoll-schöpferische, sondern auch dämonisch-zerstörende Mächte lauern. Der magische Nimbus, den die Phantasie des modernen Menschen um die Maschine spinnt, darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Maschine nicht nur den Himmel, sondern auch die Hölle herbeiführen kann.

Schon der Verfasser des Mühlenliedes in der Edda wußte etwas von dieser doppelten Möglichkeit, die in dem Sieg des Menschen über die Natur liegt. Ein König, so erzählt dieses eigenartige, zukunftsvisionäre Gedicht, hatte ein wunderbares Reich des allgemeinen Friedens und der Wohlfahrt aufgerichtet. Das geheimnisvolle Mittel, mit dem dieses Paradies auf Erden geschaffen wurde, war eine Wunsch- und Glücksmühle, an der zwei gefangene Riesinnen Tag und Nacht Dienst tun mußten. Diese Mühle mahlte alles hervor, was der König für seinen Friedens- und Wohlfahrtsstaat brauchte:

Wir mahlen Macht,
Wir mahlen Heil,
Wir mahlen Kraft
Auf der Glücksmühle.
Sitz im Reichtum,
Ruh auf Daunen,
Erwach zur Wonne!
So mahlten wir wohl ...
Kränken soll hier
Keiner den Andern,
Böses wirken,
Blut vergießen,
Das scharfe Schwert
Schwinge Keiner! ...

Aber eines Tages empören sich die gefangenen Riesinnen, die ja nichts Anderes darstellen als die von dem menschlichen Wissen und Wollen gebändigten und unterworfenen Naturmächte. Die Glücksmühle wird zur Fluch- und Todesmühle: die Riesinnen mahlen Feuer und ein feindliches Heer hervor, und das goldene Reich des Friedens und der Wohlfahrt geht in Blut und Brand, in Kampf und Krieg unter. Ist dieses Mühlenlied nicht eine erschütternde Schau von den dämonischen Gefahren, die in der Beherrschung der Natur liegen?

Die dämonisch-zerstörende Möglichkeit der Maschine kommt nicht nur zum Durchbruch, wenn der Mensch gewisse Naturkräfte und Naturgesetze noch nicht in Rechnung gestellt hat, sondern auch dann, wenn der verantwortungslose Mensch die technischen Machtmittel gebraucht, um seine selbstsüchtigen Ziele zu erreichen. Der ununterbrochene technische Fortschritt beschwört die unheimliche Gefahr eines Krieges Aller gegen Alle herauf, wenn er nicht zugleich von einem moralischen Fortschritt begleitet ist und in immer steigendem Maße das Verantwortungsbewußtsein der Menschen füreinander erhöht. Gewährleistet die Mystik des Aktivismus eine solche moralische Erziehung des Menschengeschlechtes, daß mit den Machtmitteln der Produktion und Organisation kein Mißbrauch getrieben wird? Enthält die Judasreligion des Bolschewismus und Amerikanismus die Möglichkeit, die Menschen zu Pflichterfüllung und Opferbereitschaft zu veranlassen, ohne daß man an die niedrigen Instinkte der Selbsterhaltung und an Zwangmaßnahmen appellieren muß? Die Wirklichkeit beantwortet diese entscheidenden Fragen mit Nein.

Der Siegeszug der Maschine bedroht auf das Allerschwerste die Grundlagen menschlicher Gemeinschaft. Die Maschine soll die Wunsch- und Glücksmühle sein, die alle Bedürfnisse des Menschen befriedigt. Die Maschine weckt in dem Menschen das dämonische Streben nach Macht und Genuß in einem vorher noch nie gekanntem Maße. Dieses Streben eilt aber den Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung weit voraus und wird zu einer Weltgefahr. Denn nur auf Ehrfurcht und Verantwortung, nicht auf Genuß und Machtstreben läßt sich eine menschliche Gemeinschaft aufbauen. Der technische Fortschritt soll keineswegs verkleinert werden. Der Christ muß die Entwicklung zum Maschinenzeitalter bejahen, aber nur der im Christen lebendige Golgathageist des Opfers und des Dienstes ist im Stande, die Entdeckungen und Erfindungen der menschlichen Vernunft im segensvoll-schöpferischen Sinn zu gebrauchen. Nicht Judas, nur Jesus kann die auch in der Maschine schlummernden Dämonen bändigen und austreiben.

Schon einmal hat die Mystik des Aktivismus schweren Schiffbruch gelitten. Davon erzählt die Geschichte vom Turmbau zu Babel. Der Himmel wurde nicht erstürmt, dafür aber die Gemeinschaft der Menschen zerstört, die einander nicht mehr verstanden.

Zwei Zukunftsvisionen ringen um die Seele der Menschheit. Die eine kommt aus Moskau und New York und stellt den Menschen (dabei ist es für die entscheidende Frage gleich, ob den einzelnen Menschen oder den Kollektivmenschen) sowie die Maschine in den Mittelpunkt. Der Mensch selbst und die Maschine verwirklichen die Paradiessehnsucht der Menschheit. Die andere Zukunftsvision kommt aus Jerusalem, wo Jesus den Jüngern sagte, als sie über das Kommen des Reiches Gottes Auskunft haben wollten: „Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, sondern allein mein Vater. Darum wachet, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird" (Matth. 24, V. 36. 42).

Auch die christliche Religion will das Paradies auf Erden, die Überwindung des Leides und des Todes, aber dieses Reich kommt nicht durch den Menschen und seine Machtmittel, sondern allein durch einen neuen gnädigen Schöpfungsakt Gottes. Luther erklärt die zweite Bitte im Vaterunser mit den Worten: „Das Reich Gottes kommt von ihm selbst, aber wir bitten, daß es auch zu uns komme." Alles Ringen des Menschen auch um den technischen Fortschritt kann und darf nicht mehr sein als nur ein Bitten: „daß das Reich Gottes auch zu uns komme!".

So ist die Gegenwart vor eine große Entscheidung gestellt: den selbstherrlichen Propheten aus Moskau und New York zu folgen oder der christlichen Verheißung des Gottesreiches. Der weitere Gang der Weltgeschichte wird bestimmt werden durch die schroffe Antithese: Jesus oder Judas, Evangelium oder Mystik des Aktivismus.

Welchen Ausgang wird dieser Kampf nehmen?

„Das Lamm wird sie überwinden, denn es ist der Herr aller Herren und der König aller Könige" (Offb. 17, 14).

Wien Franz Fischer

Der Gotteslästerungsprozeß

Der Tatbestand und Verlauf dieses Prozesses sind bekannt. Der kommunistische Zeichner George Grosz, seit langem bekannt als ein rücksichtsloser Ankläger der „herrschenden Klasse", hat ein paar Bilder veröffentlicht, die sich mit dem Krieg und der Stellung der Kirche dazu beschäftigen. Darunter befindet sich eine ganz grauenhafte Darstellung Christi am Kreuz in Gasmaske und halbschäftigen Kommißstiefeln mit der Unterschrift: „Maul halten, weiter dienen." Wegen der andern inkriminierten Bilder freigesprochen, wurde er wegen dieses Blattes samt seinem Verleger auf Grund des Gotteslästerungsparagraphen zu 2000 Mark Geldstrafe verurteilt, aber in der Berufungsinstanz freigesprochen. Das Reichsgericht verwies den Prozeß zu nochmaliger Verhandlung an die Vorinstanz, und die Verhandlung endete wieder mit einem Freispruch des Künstlers.

Die Zeichnungen sind gewiß nicht schön; sie sind Mittel der Anklage und der kommunistischen Parteipropaganda. Schon die ersten Blätter, die ich vor etwa zehn Jahren sah, verrieten so deutlich das empörte, leidenschaftlich anklagende Herz des Zeichners, wie seine völlige Unbedenklichkeit in der Wahl seiner künstlerischen Mittel. Überblickt man das Gesamtwerk des Zeichners, so kann kaum ein Zweifel daran bestehen, daß die Deutung des Blattes richtig ist, die er im Verlauf des Prozesses gab. Er wollte etwa ausdrücken, daß Christus, wenn er heute wiederkäme und die Nächstenliebe predigte, eben wieder, wenn auch auf eine moderne Art, gekreuzigt würde. Legt man der Zeichnung diese Deutung unter, so kann man sich über die krasse Darstellung entsetzen, aber von Gotteslästerung kann dann keine Rede sein.

Aber das Bild läßt, auf Grund der Unterschrift und vor allem deswegen, weil der Gekreuzigte wieder ein Kreuz in der Hand trägt, und dadurch als Verkündiger und nicht als Leidender wirkt, auch eine andere Deutung zu: Christus selber, oder, da die Leute, an die sich solche Publikationen wenden, vermutlich an der Gestalt Christi kein großes Interesse mehr haben, die Kirche Christi, hetzt zum Krieg. Auf Grund dieser Deutung war der Künstler offenbar angeklagt.

Der Gang des Prozesses hat nun den Juristen ein paar harte Nüsse zu knacken gegeben. Es war ungefähr alles umstritten, was zu einer klaren Urteilsfindung gehört hätte. Der juristische Sachverständige, Geheimrat Prof. D. Dr. Kahl, die größte Autorität in Strafrechtsfragen, erklärte, daß er bewußt im Gegensatz zum Reichsgericht stehe. Man war sich nicht einig darüber, ob Gotteslästerung auch durch bildliche Darstellung begangen werden könne. Man stritt darüber, ob nur die Gesinnung des Angeklagten zu beurteilen sei (wie das Landgericht annahm), oder ob auch die Auswirkung dieser Gesinnung von Bedeutung sei (wie es das Reichsgericht wollte, und wie es der üblichen juristischen Praxis mehr entspricht). Es war unklar, ob das religiöse Empfinden des Einzelnen geschützt werden soll oder nur „Einrichtungen der christlichen Kirchen". Und die Entscheidung fiel am Ende gegen das Reichsgericht. Wie diese Schwierigkeiten behoben werden können, und wie der Paragraph so gestaltet werden kann, daß er wenigstens anwendbar wird, ist Sache der Juristen. Uns interessiert hier nur die Stellungnahme der Kirche, d. h. in diesem Fall des preußischen Oberkirchenrats in diesem Prozeß und zu diesem Paragraphen.

Man sollte nun glauben, daß „die Kirche" den Vorwurf, daß sie zum Krieg hetze, weit von sich gewiesen habe. Aber nachdem Geheimrat Kahl erklärt hatte, er finde das eigentlich Anstößige darin, daß Grosz offenbar auch einen gerechten Krieg ablehne, zu dem „die Kirche" doch auffordern müsse, schloß sich ihm der vom Oberkirchenrat benannte Sachverständige, Pfarrer Schreiner, mit seiner Deutung des Evangeliums an. Die beiden Sachverständigen verstanden das Bild als einen Angriff auf die Anerkennung eines „gerechten" Kriegs durch die Kirche. So konnte man es im Zusammenhang mit den andern inkriminierten Bildern verstehen, und so entspricht es zweifellos der Weltanschauung des Künstlers. Nur ist radikaler Pazifismus keine Gotteslästerung. Das Beleidigende kann man dann — die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit dieser Deutung einmal zugegeben — nur noch finden in der Art, wie der Künstler die Gestalt Christi benützt, um seiner unzweideutigen Verachtung für einen Christus und ein Christentum dieser Art zum Ausdruck zu bringen. Bei dieser Deutung des Bildes und bei dieser Auffassung von Krieg und Christentum ist es verständlich, daß die Zeichnung tief verletzend wirken konnte. Nur, durfte man dann auf Gotteslästerung klagen?

Mit Spannung erwartet man das Auftreten des kirchlichen Sachverständigen. Vor ihm hat Geheimrat Kahl erklärt, daß die Erhaltung der religiösen Gefühle eine Staatsnotwendigkeit sei. Leider hat er diese Notwendigkeit für den Staat nicht näher begründet; es scheint, daß der Jurist die staatserhaltenden Momente des Christentums schützen will. Aus dem Wortlaut des Paragraphen und den Kommentaren dazu sowie aus dem neuen Entwurf geht deutlich hervor, daß „der schutzbedürftige Gegenstand" nicht Gott ist, „sondern das religiöse Gefühl des Menschen, das dadurch geschützt werden soll, daß es nicht durch Ärgerniserregung verletzt wird*)." Der neue Entwurf (§ 180) schützt wieder „die Religionsgesellschaft vor Beschimpfungen, die geeignet sind, das Empfinden ihrer Angehörigen zu verletzen", und erst den Religionsgesellschaften zulieb auch den Gegenstand ihres Glaubens. Der neue Entwurf begründet das von der Reichsverfassung aus; der Staat fühlt sich also verpflichtet, die Gefühle seiner in einer Kirche vereinigten Bürger zu schützen. So fügt Kahl hinzu, daß nach dem neuen Entwurf eine Stellungnahme der Kirchen zur Verurteilung erforderlich sein werde. Das ist durchaus einsichtig. Wie will man denn sonst das Vorliegen des strafbaren Tatbestands überhaupt feststellen, vollends wenn der neue Entwurf auch schon Äußerungen bestraft, die zur Beschimpfung „geeignet" sind? Wollte der Staat das religiöse Empfinden des Einzelnen schützen, so erhielte man nie einen Boden für die Rechtsprechung.

Das läßt sich leicht an einigen Beispielen zeigen. Nr. 290 des „Völkischen Beobachters" berichtet über den Prozeß. Am Kopf der Ausgabe steht in zwei dicken rot unterstrichenen Zeilen: „Wegen Beschimpfung der deutschen Frontkämpfer und wegen Gotteslästerung zum zweitenmal freigesprochen." Man beachte die Reihenfolge! Unmittelbar darunter, nur durch zwei Zeilen Überschriften getrennt, steht über dem Reichstagsbericht: „Jehova hilf, daß wir Kredit bekommen". Die „Süddeutsche Zeitung" Nr. 569 schreibt in ihrer Betrachtung des Prozesses mit gesperrtem Druck: „Man hat uns in den letzten 10 Jahren fast alles genommen; will man uns auch noch die Religion stehlen?" Hugenbergs „Nachtausgabe" bringt das in Frage stehende Bild in Nr. 282 im vollen Bewußtsein, Anstoß zu erregen, denn sie bezeichnet es ausdrücklich als Gotteslästerung. Wie kommt der „Völkische Beobachter" dazu, sich über die Verletzung seiner religiösen Gefühle zu beklagen, wenn er die Anderer derart mit Füßen tritt und sich genau desselben Verbrechens schuldig macht, das er anklagt? Wie kommt die „Süddeutsche Zeitung" dazu, etwas für Christentum zu halten, was ganz auf derselben Linie liegt mit dem, was ihr und ihren Lesern seit dem Krieg genommen worden sein mag? Welches Interesse hat die „Nachtausgabe" daran, ihren Lesern die „Gotteslästerung" noch extra vorzuführen (wie es übrigens auch der „Völkische Beobachter" tut)? Ich halte alle diese Dinge für eine viel gefährlichere Gotteslästerung als die, die

*) Leipziger Kommentar zum St. G. B.

Groſz allenfalls begangen hat, weil sie aus Kreisen kommen, die für christlich gehalten werden. Aber welches Gericht könnte hier verurteilen, wo doch offenbar die Religionsgesellschaft geschützt ist — und nur ein paar, offenbar besonders Empfindliche, sich verletzt fühlen? „Die Kirche" muß also Stellung nehmen. Dann gibt es wenigstens klare Rechtsverhältnisse.

Das ist für die katholische Kirche einfach. Aber wer ist die evangelische Kirche? Kann jemand anders sie in diesem Fall vertreten als der zuständige Oberkirchenrat? Dieser vertritt in anderen Dingen die in der Kirche vereinigten Staatsbürger: er schließt Verträge mit dem Staat; es ist wirklich nicht einzusehen, warum er sie in diesem Fall nicht auch vertreten sollte. Deshalb war der Verteidiger des Angeklagten durchaus im Recht, wenn er eine offizielle Stellungnahme der „Kirche" verlangte und sich nicht damit zufrieden gab, daß ein Einzelner auf Grund seines christlichen Gewissens aussagte. Das hat mit Katholisierung gar nichts zu tun. Die Reichsverfassung und die Justiz haben es nicht mit der Gemeinde der Heiligen zu tun, sondern mit den zur Kirche zusammengeschlossenen Bürgern, deren Vertretung doch niemand anders ist als der Oberkirchenrat. So hat dann auch der Oberkirchenrat geredet, indem er einen Sachverständigen benannte. Aber er hat sich zugleich hinter dessen persönlicher Verantwortung gedeckt.

Wie nimmt sich das alles nun von der „Kirche" her gesehen aus? Pfarrer Schreiner erklärte, daß er nur seine persönlichen Eindrücke zusammenfassen könne, und nicht „die Kirche" vertrete. Und E. Foerster hat ihm dafür seinen Dank ausgesprochen, weil er als einziger in diesem Prozeß einen evangelischen Kirchenbegriff vertreten habe, der sich auf nichts Anderes stützen könne als auf die eigene persönliche Überzeugung. Aber was heißt das denn, wenn sich da einer allein auf sein christliches Gewissen beruft? Man nehme das doch ja nicht so leicht! Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß innerhalb der Kirche Keiner mehr für Alle reden darf. Das heißt, daß wir überhaupt keinen gemeinsamen Grund mehr haben, auf dem wir stehen könnten; daß wir überhaupt, als Kirche, keine Substanz mehr haben, von der wir reden könnten. Es gibt dann nur noch die Menge der einzelnen, neben einander stehenden christlichen Gewissen, — aber keine Kirche mehr. Wir machen es dem Oberkirchenrat gerade zum Vorwurf, daß er es nicht für nötig gehalten hat, sich amtlich zu äußern. Das hätte natürlich seine Schwierigkeiten gehabt. Man hätte dann nicht von einem einzelnen christlichen Gewissen ausgehen dürfen, sondern man hätte sich auf die Substanz der Kirche besinnen und hätte ganz prinzipiell reden müssen. Und das heißt doch wohl, so lange wir noch jeden Sonntag über einen Text aus dem Neuen Testament predigen, man hätte sich auf das Neue Testament besinnen und von da aus Stellung nehmen müssen. Auch diese Forderung hat mit einer Katholisierung der evangelischen Kirche nichts zu tun. Wir halten den Oberkirchenrat ganz gewiß nicht für unfehlbar und auch nicht für die Verkörperung der Gemeinde der Heiligen. Aber wenn die sichtbare Kirche mit der unsichtbaren gar nichts mehr zu tun haben soll, — warum lösen wir dann die sichtbare Kirche nicht vollends auf? Hat denn nicht das christliche Gewissen auch noch eine Norm, an der es sich mindestens entscheidet, ob es noch christlich ist oder nicht? Muß nicht sogar die Offenbarung selber nach Phil. 3, 15 f. sich mit dieser Norm in Einklang halten*)?

*) So sehr mich die Erörterungen des obigen Absatzes interessieren und Andre interessieren werden — die Diskussion ist damit mehr eröffnet als geschlossen. In unsrer evangelischen Kirche gibt es keine Instanz, die für Alle reden könnte. Wir haben kein unfehlbares Richt- und Lehramt. Gewiß müssen und können Einzelne, auch Kollegien für Andre reden. Aber das ist dann immer eine Frage der inneren und äußeren Kompetenz. In diesem Falle stehe ich auf dem ganz altmodischen Standpunkt, daß der gewiesene Ort, ein Gutachten einzuholen, bei den Fakultäten gewesen wäre.

Warum hat man sich diese prinzipielle Stellungnahme erspart? So hat man geredet und die Staatsnotwendigkeit erfüllt; und man hat doch nichts gesagt. Nur wird es uns kein Mensch glauben, wenn wir ihm versichern, daß die Äußerungen Pfarrer Schreiners nicht das Wort der „Kirche" seien. Und nur aus diesem Grund, und wahrlich nicht um mit ihm oder seiner Behörde zu streiten, ist es nötig, seine Ausführungen auf ihre Haltbarkeit zu prüfen.

Pfarrer Schreiner hat erklärt, das Evangelium sei „eine Synthese von Friedenswerten und kriegerischem Gehalt". Wie läßt sich diese Auffassung vom Neuen Testament aus begründen? Natürlich stehen da Ermahnungen zur Feindesliebe neben Worten wie Matth. 10, 34 ff. nebeneinander. Aber ist das „kriegerischer Gehalt"? Steht da Irgendetwas von einem gerechten Krieg? Wann hat man je etwas davon gehört, daß Christen gegen andere Christen ihr Recht mit dem Schwert verteidigen sollten? Was hat Liebe überhaupt mit der Frage nach unserem Recht zu tun? Was würde wohl Paulus dazu sagen, wenn er sehen würde, daß Christen nicht nur vor heidnische Richter ziehen, sondern mit Fliegerbomben und Giftgas gegen die beiderseitigen Kinder und Frauen? Wie stimmt das etwa mit 1. Kor. 6, 7 f.?

Wir können hier das Problem des Pazifismus nicht im Vorbeigehen erledigen. Wir wollen nur andeuten, daß wir uns unter einer Synthese von Liebe und Haß nichts denken können, was eines Oberkirchenrats oder seines Sachverständigen würdig wäre. Wir hätten gerne, gegen Geheimrat Kahl, gehört, daß eine gerechte Sache für einen Christen noch kein Anlaß sei, sich an einem gerechten Krieg zu beteiligen. Ist das Handeln des Staats bestimmt durch das Ideal der Gerechtigkeit, so soll das Handeln des Christen in Liebe geschehen, die auch willig dem Andern zuliebe etwas leidet und selbst den Tod nicht scheut. Über Texte, die Derartiges verlangen, predigen wir! Wir verlangen deswegen noch nicht, daß sich der Oberkirchenrat auch zu der Konsequenz des radikalen Pazifismus bekennt. Wir glauben wohl die Not zu sehen, in die ein Christ dadurch gestellt wird, daß er aus Liebe zum Einen seiner Nächsten sich auch gegen einen Dritten wenden muß. Aber eben weil wir die Not sehen, können wir uns nicht zufrieden geben mit dieser „Synthese". Mit solchen Synthesen haben die Kirchen der ganzen Welt den letzten Krieg bestritten. Hat man denn gar nichts gelernt?

Weiter hat Pfarrer Schreiner erklärt, daß die Kirche kein so großes Interesse an der Verurteilung des Angeklagten habe als der Staat. Also doch ein Interesse? Aber welches? Man kann natürlich von einem kirchlichen Standpunkt aus alle möglichen Interessen haben. Man kann mit Entsetzen vor der Tatsache stehen, daß Christus so dargestellt werden kann; man kann sich mit Entsetzen ausmalen, welche Folgen dieses und eine Unmenge ähnlicher Bilder für den Bestand von Kirche und Staat haben könnten. Nur ein irgendwie geartetes Interesse daran, daß der Beleidiger vom Staat verurteilt werde, kann man schlechterdings nicht haben. Das heißt, man kann es vor dem Neuen Testament nicht haben. Ein solches „Interesse" hatte Petrus ungefähr, und mußte sich dafür Satan nennen lassen. Ein solches Interesse stimmt nicht zu Matth. 5, 11 f.; es stimmt nicht zur fünften Bitte; es stimmt überhaupt zu nichts, was im Neuen Testament steht. Mit jedem Hinweis auf die gefährlichen Folgen dieser Feindesliebe für Staat oder Kultur oder Kirche verläßt man den Boden des Neuen Testaments, und hebt sich damit „als Kirche" selber auf. Sie hat keine andern Waffen als die des Glaubens und der Liebe ihren Beleidigern gegenüber, und wenn diese die Gegner nicht überzeugen, so kann ihr der Weg des Leidens eben nicht abgenommen werden, solange sie sich zu einem gekreuzigten Gottessohn bekennt.

Oder sollte am Ende eine solche prinzipielle Stellungnahme von einer Oberkirchenbehörde zu viel verlangt sein? Sie dürfte natürlich nicht einfach diktieren, sondern müßte

für wirklich sachliche Fragen offen sein. Sollte die Behörde am Ende eine solche Stellungnahme nicht mehr wagen, weil die theologische Lage so verworren ist, daß der Oberkirchenrat gar nicht mehr imstande ist zu einer solchen Entscheidung? Oder will man sich auf diesen Boden aus andern Gründen nicht stellen? Dann soll man aber auch in andern Dingen nicht tun, als ob man etwas wüßte. Dann kann man auch nicht als „Kirche" ein Aufsichtsrecht über die theologischen Fakultäten beanspruchen. Dann sollte man ehrlich und redlich bekennen, daß unser Christentum mit dem der Urgemeinde nichts mehr gemeinsam hat als den Namen, — ein Ansinnen, das Kierkegaard bekanntlich an die Kirche seiner Zeit gestellt hat, um die Bahn frei zu machen für eine wirkliche Kirche.

Wer es nicht schon lange gemerkt hat, daß der § 166 in sich selbst eine blutige Satire auf das Evangelium von dem leidenden Gottessohn und seiner Gemeinde ist, der hat es an diesem Prozeß wohl lernen können. Der Paragraph mag juristisch haltbar sein. Er wird nicht fallen, denn die katholische Kirche verlangt ihn. Das ist ihre Sache. Aber von einer evangelischen Kirchenbehörde sollte man verlangen können, daß sie sich bei einer solchen Gelegenheit auf die Grundlagen ihrer Verkündigung besinnt und danach handelt. Sie hat hier wirklich nur die Wahl zwischen dem Neuen Testament und diesem Paragraphen. Sie hätte in dieser Zeit, wo wirtschaftliche und politische Fragen alles Andere ersticken, wo innerhalb wie außerhalb der Kirchen eine unerträgliche religiöse Mittelmäßigkeit regiert, Gelegenheit gehabt, ihr Evangelium vor einer Öffentlichkeit zu vertreten, wie alle Preßverbände sie ihr nicht wieder geben können. Der kirchliche Sachverständige stand auf einer weithin sichtbaren Kanzel, und wir werden die Folgen seiner Predigt noch oft genug zu spüren bekommen. Die Kirche hat diese Gelegenheit verpaßt. Wenn sie sie aber weiterhin in dieser Weise verpaßt, so wird man schwer umhin können, zuzugeben, daß der Einzige, der in diesem Prozeß einen konsequenten Standpunkt eingenommen hat, der kommunistische Zeichner und Angeklagte war, indem er aus einer organisierten Kirche austrat, die so geringen Wert auf ihr eigenes Evangelium legt. Caveant consules! Nur ist es allmählich reichlich spät geworden.

Goeppingen Ernst Bizer

Buddenbrooks und die Kirche

Gegen Thomas Mann und seinen Roman wurde jüngst wieder einmal der Vorwurf erhoben, daß er irreführend wirke, insofern er Kirche und Geistliche in ein falsches Licht setze. Natürlich wendet man sich aufs neue gegen die bekannte Strophe:

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenkrüppel,
Der seine Sünden in sich fraß
Als wie der Rost den Zwippel.
Ach Herr, so nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor
Und nimm mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel! *)

Was diesen Vorwurf betrifft, so teile ich einen Brief von Thomas Mann an mich mit, der auf den Gerechtigkeitssinn des Nobelpreisträgers ein schönes Licht wirft:

Das apokryphe Verszitat ist wiederholt von protestantisch-geistlicher Seite beanstandet worden, und ich habe das einstecken müssen. Buddenbrooks sind ein sehr populäres Werk geworden, aber ich selbst bin der Letzte, zu verkennen, daß das Buch die Spuren des jugendlichen Alters trägt, in dem es verfaßt wurde. Die Satire gegen das Protestantisch-Geistliche, die es enthält, ist ohne Frage ein bißchen knabenhaft leichtsinnig, und dasselbe kann man von der unbedenklichen Aufnahme jener Strophe sagen, von der offenbar jetzt feststeht, daß sie nichts weiter als eine Parodie ist. Zur Entschuldigung des jungen Autors mag dienen, daß er sich bei seiner Dichtung durchaus auf Jugendeindrücke, beobachtete und überlieferte Wirklichkeit stützte, und es war eben familiäre Tatsache, daß im Hause meiner sehr fromm reformiert-protestantisch denkenden Großmutter viele wunderliche Missionars- und Predigertypen aus- und eingingen, von denen manches Humoristische und Karikaturistische von Familienhumor anekdotisch überliefert wurde.

Es ist eine falsche Einstellung zu dem Kunstwerk eines Romans, anzunehmen, daß die Charakterisierung der Personen eines Standes typische Bedeutung haben müsse. Man wird im Hinblick auf die „skeptischen, rotspontrinkenden und jovialen Kaufherrn" der Buddenbrooks auch nicht behaupten, daß der Autor den Kaufherrnstand habe herabsetzen wollen. Aber wenn nun Thomas Mann zugibt, daß er, ungeachtet der „überlieferten und beobachteten Wirklichkeit" die menschlichen Schwächen mehrerer Geistlicher durch Satire vergröberte — übrigens weiß er an anderer Stelle des Romans sehr sympathische Züge zu berichten — so gewinnt die Fortsetzung seines Briefes eine ernste Bedeutung, insofern auch der Autor sich zu der bitteren Erfahrung bekennt:

daß innerhalb der protestantischen Kirche menschlich-persönlich nicht alles zum Besten steht, daß viel Rückständigkeit und Renitenz gegen lebendige Notwendigkeiten vorkommt. Mich selbst zu kirchlichen Problemen zu äußern, wäre gewagt, weil ich der kirchlichen Sphäre allzu fern stehe, und weil mich ein solcher Versuch auf ein heikles Gebiet führen würde: ich müßte von der heutigen Lage des Protestantismus überhaupt sprechen.

Solche Stellungnahme des Dichters gemahnt an die unendlich Vielen aus der geistigen Schicht überhaupt. Woher, so fragen wir, ihre Voreingenommenheit gegenüber der Kirche? Die heutige Kirche ist leider Gottes nur noch eine solche des Mittelstandes, wenn wir aufs Ganze blicken. Wollen wir der geistigen Schicht, die sich fern hält — von den Arbeitern reden wir hier nicht — etwa den Vorwurf machen, daß ihr religiöses und christliches Interesse fehle? Es ist erschütternd, zu hören, mit wie großem Unverstehen ihr Fehlen bei kirchlichen Veranstaltungen hingenommen wird; allerdings, man würde, wenn man den wahren Anlässen nachspürte, die eigene Integrität in Frage stellen. Nun, das „wohltemperierte Christentum" von heute (Zitate nach Dibelius „Das Jahrhundert der Kirche") sieht mit Unrecht in der Kirche die „allein seligmachende religiöse Gemeinschaftsform"; auch „außerhalb der Kirche führen Wege zu Jesus". Es ist nicht das Mysterium, was viele Gebildete ablehnen, im Gegenteil: in einer Welt der Relativität wie der heutigen klammert die Sehnsucht von Tausenden sich nur um so schmerzlicher an himmlische Wunder, soweit sie nicht durch menschliche Zutaten und kalte theologische Logik verbrämt wurden. Man hat nur das erschreckende Gefühl: da wird das Zarteste durch Routine zu Alltäglichem gestempelt. Man verzeiht die Unzulänglichkeit, die jeder menschlichen Institution anhaftet, derjenigen nicht, die aus dem Born quellenden religiösen Lebens schöpfen sollte. Frömmigkeit ist Glut und Bewegung. So steht sie in Spannung zur juristisch, bürokratisch aufgebauten Kirche. Dibelius weist einmal darauf hin, wie das Wesen gerade der deutschen evangelischen Kirche „oft ohne Zweifel übersättigt ist mit rechtlichen Gesichtspunkten", während der evangelische Ausländer Interesse hat für „kirchliche Freiheit", für „kirchliche Persönlichkeiten". Und eben weil das Persönliche, mit dem allerdings eine tiefere Verantwortung verbunden ist, so oft zurücktritt hinter paragraphenmäßiger Behandlung, fühlen heute soviele Gebildete sich in der Kirche von kühlem Wind umweht; ihr liebebedürftiges Herz, das verstehende Menschen sucht. Menschen! — es friert. Auch die Form des Gottesdienstes spricht nicht zum Herzen. „Die Predigt, auf die Person des Predigers gestellt, steht jetzt zu sehr im Vordergrunde. Sie erschwert die Aufgabe häufiger, als daß sie sie erleichtert." Zu diesem Kapitel nehme man Niebergalls „Moderne Predigt" (Mohr 1929) zur Hand.

*) Es existiert über diese Strophe eine besondere Schrift von Georg Hoffmann: „Die Rabenaas-Strophe" 1898. D H

Man sieht nicht ein, daß die in den Buddenbrooks beanstandete Strophe, die übrigens weithin in Kreisen bekannt war, die von Literatur und jenem Roman keine blasse Ahnung hatten, sich wesenhaft von den heute noch z. B. nach dem Hann. Gesangbuch als Abendmahlslied gesungenen Versen unterscheidet:

Eile, wie Verlobte pflegen, deinem Bräutigam entgegen,
der da mit dem Gnadenhammer klopft an deine Herzenskammer.
Zwar in Kaufung teurer Waren pflegt man sonst kein Geld zu sparen,
aber du willst für die Gaben deiner Huld kein Geld nicht haben,
weil in allen Bergwerksgründen kein solch Kleinod ist zu finden,
das den Trank in diesen Schalen und dies Manna kann bezahlen.

Sollte sich ein geistiger Mensch *unsrer* Tage von solchen Geschmacklosigkeiten als dem Ausdruck religiösen Empfindens nicht abgestoßen fühlen? Wollen wir reden zu den Gebildeten unserer Zeit, so müssen wir es tun mit den Ausdrucksmöglichkeiten unserer Zeit. Ich sehe nicht ein, weshalb wir uns dem das dem Glauben an eine einmalige und endgültige Offenbarung in Christus widersprechen könnte. Darum lehnen wir die „rückwärts gewandte Betrachtung der Kirche" ab, die für lebendige und neue Gestaltung nicht einmal in gottesdienstlichen Formen Gefühl hat und den Leistungen und Bedürfnissen der Gegenwart verständnislos gegenübersteht".

Dazu kommt: „Kirche ist immer irgendwie Priesterthum." Und „das Böse ist, daß der Pharisäer in der Kirche Heimatrecht hat, während der Zöllner fühlt, daß er eigentlich nicht dahin gehört". Weiter: die Generalsynoden sind meist Gerusien, die das Leben unter dem Gesichtspunkt ihrer Generation*) und darum trotz allen guten Willens nur zu oft mißtrauisch und ohne Verständnis für geschichtliche Entwicklung und den tieferen Sinn sozialer Erscheinungen wie der gegenwärtigen betrachten; zum nicht ganz geringen Teil findet man Juristen darunter, denen die formale Tätigkeit der Kirche ein erwünschtes Betätigungsfeld im Anschluß an ihre Lebensarbeit sichert. (Dafür werden, nebenbei bemerkt, die wenigen Arbeitersekretäre, die der *wirklichen* proletarischen Bewegung prinzipiell fernstehen, als Raritäten mit Genugtuung gewertet.)

Aber die Gebildeten wenden ihre Mißtrauen auch uns *Geistlichen* zu. Sogar ein Bismarck hat gegen „alles Männliche, das den Rock länger trägt als bis zum Knie, starke Abneigung geäußert". Es ist doch nicht Bosheit, die solche Abneigung hervorbringt, sondern oft genug leider das Empfinden, daß die *allgemeine* Bildung vieler Geistlicher unter dem Niveau steht, auf dem sich die geistige Welt von heute bewegt**). Pietistische Vorwände sind keine Entschuldigung mehr. Wie viele haben denn die „Buddenbrooks" gelesen *vor* der populären Ausgabe? Wird nicht jede Beschäftigung mit Literatur, Theater und Kunst weithin als Gottlosigkeit an sich betrachtet und höchstens mit Nachsicht verschwiegen, aus einem Gefühl geistlichen Hochmutes heraus, das falscher Motivierung bedarf, um nur die eigene Unzulänglichkeit zu decken? Es handelt sich ja keineswegs darum, sich mit den Anschauungen heutiger literarischer oder anderer Erscheinungen zu identifizieren! Man soll trotz allem reden von der Krisis der Kultur. Nein, es geht darum, diese Welt zu kennen, um sie zu überwinden. Aber wie gering ist z. B. das Echo, das eine sichtende, bewußt evangelische Literaturzeitschrift von Rang wie der „Eckart" gefunden hat. Und wir wundern uns noch, daß Menschen von heute, die die Probleme der Zeit auch in ihrer künstlerischen Gestaltung durchdenken, als Führer auf dem Feld des Religiösen nicht Menschen anerkennen wollen, deren Unzulänglichkeit in den Fragen der allgemeinen Bildung oft nicht abzuleugnen ist? Denken wir die Zeit umzuformen, indem wir uns gegen sie verschließen und uns mit einem Protest begnügen, der uns allerdings jeder Mühe enthebt?!

In den Buddenbrooks ist es auch Mangel an äußerer Kultur, der gewisse Geistliche kennzeichnet. Zumal in pietistischen Kreisen gilt es als lobenswert, auf Äußeres wenig zu geben. Leider wird gerade heute dieser Vorwurf der Buddenbrooks verallgemeinert, nicht immer mit Unrecht, und die gesellschaftliche Anerkennung des Pfarrers im Kreise der andern Akademiker dadurch ohne Zweifel erschwert. Das ist für den Stand, ja für die Kirche von erheblicher praktischer Bedeutung.

Was sodann immer wieder Ablehnung hervorruft, ist die angebliche Weltfremdheit des Pfarrerstandes. Unberührt von den wirklichen Nöten der Zeit lebt er, ein Diener dessen, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, in merklicher Spannung zur Wirklichkeit, deren Probleme nicht *in seiner* Seele durchgekämpft werden. Darum bleibt seine Verkündigung in den härtesten Fragen Theorie; wie selten trägt er die Male menschlichen Ringens, Unterliegens, aber endlichen Überwindens an der Stirn; wie selten hat ihn das *wirkliche* Leben gestellt und nach bitterem Kampf im Namen Gottes segnen müssen!

Aber genug. Der Stand, der im Namen des Ewigen Buße verkündigt, wird nicht überempfindlich sein, wenn seine Schwächen, die er so gut wie jeder andere hat, im Bilde erscheinen. Idealisierte Pfarrergestalten haben meines Wissens noch nie Anlaß zum Einspruch gegeben; aber von Wilhelm Raabe, der auch solche Typen geschaffen hat, wurden bittere Wahrheiten weniger freundlich entgegengenommen. Schließlich zeichnet jeder Künstler die Menschen im Großen und Ganzen, wie sie sind. Warum sollten sich ausgesprochen geistige Führer des Volkes von gänzlich unbegründeter Abneigung gegen uns leiten lassen? Ihre Kritik offenbart nur das Wunschbild eines hohen Ideals, das ihnen vorschwebt. Sie wollen keine „Vollkommenen", deren Pathos nicht selten ein verkümmertes Menschentum verhüllt, sondern blutwarme, ringende Charaktere, denen nichts Menschliches fremd ist, damit es von betenden Händen gestaltet und überwunden werde! Oder bedeutet die Abneigung so vieler Gebildeter, daß sie auch der Sache entgegen sind, die wir vertreten? In den Dialogen des „Zauberberges" von Thomas Mann sehe ich im Gegenteil ein außerordentlich tiefes Interesse für Fragen von Zeit und Ewigkeit. — Auch der Lehrerstand in allen Kategorien hat sich harte Vorwürfe von den Dichtern sagen lassen müssen. Und wie A. Müller kürzlich im Deutschen Pfarrerblatt berichtete, ist schon das Bild des Geistlichen in der Literatur des 18. Jahrhunderts nicht immer günstig.

Übersehen wir nicht, daß die Möglichkeit zu jeder menschlichen Schwäche in uns allen liegt, und daß Christus nicht jene am härtesten verurteilte, die im Kampf mit der Schwäche einmal unterlagen. Seine Abneigung gilt jenen Korrekten, die zwar nach dem Buchstaben des Gesetzes unantastbar waren, aber mit ihrer Herzenskälte und Selbstgerechtigkeit Seelen mordeten. Ob nicht da, wo die zu Tage liegenden Anstöße fehlen (oft genug, weil der unter der Glasglocke Gesicherte nie in die herbsten Konflikte gerät), die billigeren der Lieblosigkeit und Splitterrichterei, des Ehrgeizes, des Egoismus, der unheiligen Einseitigkeit uns aus dem Spiegel entgegenschauen, das ist die Frage, welche soviele urteilsfähige und geistige Menschen von uns trennt. Sie wünschen, daß über *kämpfenden* Menschen — Menschen! — die Morgenröte Gottes anbricht!

Berge — Hans Dittmer

*) Gerusia griechisch „Rat der Alten" von geron „der Alte". D H

**) Dazu lese man das Büchlein des schlesischen Generalsuperintendenten D. *Zänker* („Seelsorge an Gebildeten"), der feststellt, daß die Erkenntnis der Theologen „an die gebildete Gesellschaft nicht von fern heranreiche".

Mysterium tremendum

Es mehren sich die Anzeichen, daß es mit einer gesunden Betrachtung der urchristlichen Religionsgeschichte bergab geht. Ich rede nicht davon, daß die Anteilnahme an der Geschichte oder, wie man jetzt gerne sagt, an der Historie bei den Laien, zu denen ich in diesem Fall auch unsere Pfarrer zu rechnen mich berechtigt glaube, zur Zeit im Schwinden begriffen ist. Das ist wohl nur eine vorübergehende Erscheinung und braucht jedenfalls den Wissenschaftler nicht zu beunruhigen. Nein, ich meine etwas Anderes.

Es bildet sich so etwas wie eine neue Geschichtslogik heraus. Man schließt — ich bleibe gleich bei der urchristlichen Geschichte — etwa folgendermaßen:

Gegeben ein umstrittenes Etwas, sagen wir die Jungfrauengeburt oder das leere Grab oder die Kindertaufe. Es läßt sich aus unseren Quellen weder beweisen noch widerlegen, daß dieses Etwas in der Urzeit beheimatet war. Aber eben darum muß die Frage offen bleiben, der Historiker sich zurückhalten. Man will anderseits nicht, bei Leibe nicht, behaupten, daß das Etwas wirklich war; soweit sind wir zum Glück noch nicht. Aber in die historische Lücke muß eben der Glaube eintreten.

Daß, was ich sage, nicht aus der Luft gegriffen ist, dafür die Beispiele. Das Eine kennen unsere Leser aus meiner Auseinandersetzung mit D. Sperl[1]). Bei ihm tritt uns die neue Logik allerdings in nur naiver Form entgegen. Er setzt die Tatsächlichkeit der wunderbaren Geburt Jesu als bewiesen voraus, obwohl er sehr wohl weiß, daß sie nicht bewiesen werden kann, und ist nur bemüht, verständlich zu machen, aus welchen Gründen die bei Lebzeiten des Herrn und seiner Jünger nicht hervortretende „Tatsache" ein verborgenes Leben geführt haben mag. Immerhin: auch seine „Beweisführung" findet doch ihre logische Stütze darin, daß das Gegenteil — also die Nicht-Tatsächlichkeit — nicht beweisbar ist, weil eben unsere Quellen schweigen. Daß sie schweigen, weil nichts zu berichten war, das ficht unseren Logiker nicht an. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind." Warum nicht auch hier?

Mit dem zweiten Beispiel hat uns der von mir als Historiker geschätzte Blanke[2]) beschenkt. Köhler hat seine Sätze bereits einer einleuchtenden kritischen Betrachtung unterzogen. Blanke meint, er könne als Historiker die Tatsächlichkeit der leiblichen Auferstehung und damit des leeren Grabes weder bejahen noch verneinen, sondern nur sagen, daß der Vorgang ohne geschichtliche Analogie ist und sich darum historischer Feststellbarkeit entzieht. „Die Möglichkeit des Vorgangs darf ich nicht grundsätzlich leugnen. So aber bleibt dem Glauben die Entscheidung offen. Er gibt die Antwort." Welche? Offenbar die, daß das Grab leer war, und der Herr leibhaftig unter seinen Jüngern gewandelt ist. Wie einleuchtend scheint doch diese Logik des vornehm bescheidenen Historikers! Auch liegt ja die Sache hier so, daß das leere Grab immerhin „bezeugt" ist — die Frage, wie weit dabei schon Legendenbildung im Spiel ist, darf man ja nicht mehr aufwerfen —, so daß der Gegner nicht einmal mit dem argumentum e silentio so arbeiten kann, wie etwa, wenn es sich um Paulus und die Jungfrauengeburt handelt. Aber Köhler hat das Richtige schon gesagt: „Wie nun, wenn eine neue zuverlässige Quelle für das Gegenteil auftauchte oder das Grab Jesu mit unzweifelhaft von ihm stammenden Knochenresten gefunden würde? Beides bleibt historische Möglichkeit, die Wirklichkeit werden kann. ... Sollte sie es einmal werden, so bricht das ‚leere Grab' zusammen. Vor diesem Zusammenbruch kann auch der stärkste Glaube nicht schützen, solange der Zusammenbruch historisch möglich ist. Und das ist er. Ein Fragezeichen der Historie darf nicht in ein Ausrufungszeichen des Glaubens verwandelt werden[3])." Diese Sätze wird jeder echte Historiker unterschreiben. Wie oft ist es schon gesagt worden, daß Tatsachen der Geschichte, auch wenn sie nicht bloße „Tatsachen" sind, zur Stütze des Glaubens nicht herangezogen werden dürfen. Das Umgekehrte gilt aber ebenso: der Glaube darf sich nicht anmaßen, in eine historische Lücke einzutreten. Das ist, wenn Irgendetwas, eine metabasis eis allo genos[4]).

Das dritte Beispiel, neuesten Datums, setzt allem die Krone auf, weil es eine Angriffsstelle beleuchtet, auf die Niemand gefaßt war. Darüber, daß in der apostolischen Zeit keine Kindertaufe statt fand, war man sich wohl in allen Lagern unserer Wissenschaft einig. Da veröffentlicht Professor Oepke[5]) in Leipzig eine gelehrte — tatsächlich sehr gelehrte — Abhandlung, in der er nun zwar nicht den Beweis führen will, daß das apostolische Zeitalter die Missionskindertaufe geübt hat. Wie sollte er auch? Empfindet er es doch selbst als schmerzlich, daß unsere Quellen uns hier im Stich lassen, ein Beweis also nicht geführt werden kann. Aber, wie es in einer Anmerkung heißt: „Freilich auch nicht der des Gegenteils." Da haben wir unsere Logik in Reinkultur. Schließlich, meint Oepke, ist an voller Gewißheit über diesen Punkt nicht viel gelegen. Das werden ihm, angesichts unserer gegenwärtigen theologischen Lage, nicht Viele glauben. Zumal er schreibt: „Über die allfälligen Voraussetzungen der Kindertaufe im apostolischen Zeitalter und ihren inneren Sinn Klarheit zu gewinnen, erscheint mir wichtiger." Im Sinn der neuen Logik ist das gewiß richtig. Wie rasch wird nun der Glaube bei der Hand sein, um die historische Lücke zu schließen. Wird er sich nicht auf diese Möglichkeit mit Begier stürzen? Selbst ein Professor der Theologie, so wird es heißen, hat, auf Grund umfassenden gelehrten Materials, gezeigt, daß die Voraussetzungen für die Kindertaufe schon im apostolischen Zeitalter vorhanden waren. Und das geschah im Jahre des Heils 1930 in unserer führenden neutestamentlichen Zeitschrift.

Ich breche ab. Für meine Person kann ich nicht leugnen, daß ich bei immer neuem Erwägen dieser Verfallsymptome von einem inneren Schauder ergriffen werde, im Gedanken daran, was dem nächsten Geschlecht alles bevorstehen mag. Jedenfalls kann ichs nicht lassen, das Maul aufzutun, ehe es zu spät ist. Sonst werden noch einmal die Steine schreien.

Gießen Gustav Krüger

---

[1]) Vgl. Jahrgang 1930, Nr. 5 und 8.

[2]) Fritz Blanke, Die göttliche Sinngebung der Geschichte, in: Gott und die Geschichte, 1929. Vgl. Walter Köhler, Historie und Metahistorie in der Kirchengeschichte. Tübingen 1930, S. 32, Anm. 42.

[3]) Von mir gesperrt.

[4]) „Hinüberschreiten in ein anderes Gebiet."

[5]) Albrecht Oepke, Urchristentum und Kindertaufe. Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 1930, S. 81—111.

Zum Breslauer Theologentag

1. Der Predigtstreit

In seinem Bericht über den Dritten Theologentag 1930 Nr. 22 erwähnt D. Windisch die Diskussion zwischen D. Macholz und mir über die Aufgabe der Predigt, fügt dann aber hinzu, den Ablauf dieser Diskussion habe er nicht verstehen können. Es sei mir deshalb gestattet, diesen Ablauf in aller Kürze zu skizzieren.

Die Behandlung meines Themas „Das Wort Gottes und der evangelische Glaube" hatte ich im Anschluß an Luthers Einleitung zum Magnificat so vorgenommen, daß ich das Korrelatverhältnis von Wort Gottes und Glaube nach beiden Seiten hin klarzustellen suchte. Diesem Gedankengang hatte ich dann eine Auseinandersetzung mit Karl Barth eingefügt, die den Grundfehler seiner Lehre vom Wort Gottes in der unzureichenden Rücksichtnahme auf dieses Korrelatverhältnis aufzeigte. Und die so thetisch und polemisch vertretene Position hatte ich schließlich durch Hinweis auf die Bücher von Fezer, Bohne und Thurneysen noch weiter veranschaulicht. Speziell Fezer und Bohne gegenüber legte ich dar, daß sie ihren eigenen mit dem meinen völlig zusammentreffenden Ansatz nicht geschlossen durchführen, sondern zu einer

n sich selbst zwiespältigen Theorie gestalten. Das sei bei ihnen dadurch veranlaßt, daß sie die beiden sehr verschiedenartigen Grundbestandteile der Barthschen Theologie nicht auseinanderhielten — den auf die eigenpersönliche Glaubenserfahrung gegründeten religionspsychologisch-existentiellen und den auf die dialektische Methodik aufgebauten, im engeren Sinne „dialektischen" Bestandteil; infolgedessen gerieten sie selbst in den Bann der konstruktiven Dialektik dieser Theologie. Bei Fezer bekunde sich dieser Sachverhalt darin, daß er seine zunächst in dem doppelten Gegensatz gegen die „künstlerisch-darstellende" Predigt einerseits, gegen die „erziehende" oder „erziehenwollende" anderseits aufgestellte Predigttheorie dann doch dem erstgenannten Typus wieder so stark annähert, daß damit zugleich jede pädagogische Aufgabe der Predigt ganz dahinfällt.

In diesem Zusammenhang hatte ich meiner These „Es kommt in der Predigt letztlich gewiß darauf an, daß sie die Gemeinde vor das Wort Gottes und damit vor Gott selbst in seiner lebendigen Gegenwart stellt" die andere ihr durchaus untergeordnete hinzugefügt: „Da das Wort Gottes sich auf den Glauben bezieht, muß auch die Predigt die bewußte Abzweckung auf den Glauben, auf Weckung und Stärkung des Glaubens in der konkreten Situation der jeweiligen Zeitlage haben."

Gegen diesen letzten Satz wandte sich die Diskussionsrede des Kollegen Macholz. Er begann damit, ihn als die von mir vertretene Predigttheorie zu bezeichnen. Dagegen erhob ich sofort Einspruch. Das schien mir um so nötiger zu sein, als Macholz den Satz unrichtig wiedergab. Statt „Weckung" zitierte er — offenbar auf Grund eines Hörfehlers — „Wirkung" des Glaubens. Seine Argumentation ging denn auch dahin, meine „Predigttheorie" schreibe der menschlichen Predigt die Kraft zu, Glauben zu wirken. Das widerspreche der reformatorischen Auffassung, wie sie z. B. im Artikel 5 des Augsburgischen Bekenntnisses zum Ausdruck komme.

In meinem Schlußwort bestritt ich D. Macholz das Recht, jenen Satz als meine Predigttheorie zu bezeichnen. Eine eigene Predigttheorie hatte ich ja überhaupt nicht aufgestellt. Ich hatte die Predigttheorie Fezers ihrer Grundintention nach und in ihrer doppelseitigen Abwehr einseitiger Predigttypen als berechtigt anerkannt, in kritischer Hinsicht allerdings hinzugefügt, daß Fezer jene Grundintention nicht geschlossen durchführe, daß er vielmehr infolge des oben genannten Umstandes seinerseits in die Gefahr einseitiger Überspannung gerate. Was aber den Artikel 5 des Augsburgischen Bekenntnisses betrifft („Gott hat das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben, dadurch er als durch Mittel den Heiligen Geist gibt, welcher den Glauben, wo und wann er will, in denen, so das Evangelium hören, wirket") konnte ich Macholz in den hierauf sich beziehenden Ausführungen völlig zustimmen.

Dabei muß freilich meines Erachtens vorbehalten bleiben, daß durch diese Worte der Predigt nicht das Ziel bestritten wird, den Glauben zu stärken, ja als Missionspredigt ihn zu wecken. Aber zu „wirken" vermag freilich menschliche Predigt den Glauben nicht. Das vermag allein und ausschließlich Gott selbst durch seinen Heiligen Geist.

Göttingen Georg Wobbermin

2. Zum Thema des Tages

Der Dritte Theologentag in Breslau hatte zum Thema: „Das Wort Gottes". In dem Bericht über die Breslauer Tage von D. Windisch stehen (Sp. 1084) die Sätze:

„Denn es wurden nun auch einmal scharfe Töne geredet, die etwas von der Not der Gegenwartslage verrieten: das für die Situation der Gegenwart entscheidende Wort sei noch nicht gesprochen; was nun eigentlich Wort Gottes ist, sei noch nicht gesagt." Und (Sp. 1088): „wir hörten gute Worte über das Problem der Entscheidung; über den noch zu klärenden Begriff des Wortes Gottes; über die Glaubenserfahrung. ..." (Sperrungen vom Verfasser.)

Es wird als Not der Gegenwartslage empfunden, daß nichts Näheres vom Wort Gottes gesagt, dieser „Begriff" nicht näher definiert, nicht geklärt werden konnte, so daß er nun klar vor uns liegen und durchsichtig sein könnte, daß wir das Wort Gottes begrifflich gefaßt hätten, sagen könnten: das ist das Wort Gottes. Dies hat man aber offenbar nicht zu sagen vermocht.

Es fragt sich nun: Ist dieses Daran-sein, den „Begriff" des Wortes Gottes eben nicht klären zu können, wirklich nur eine Not der Gegenwart? Sollte diese gegenwärtige Lage nicht gerade unsere menschliche Situation als solche mit elementarer Klarheit kennzeichnen? So daß wir uns fragen müßten, ob es uns überhaupt je möglich sein könne, diesen „Begriff" zu klären, durchsichtig zu machen —, aufzuweisen, was Wort Gottes ist? Läßt sich überhaupt der Wunsch nach einem Begreifen, einem begrifflichen Erfassen des Wortes Gottes aufrecht erhalten?

Wort Gottes ist Gottes Wort und also Wort des Ewigen, des Schöpfers und nicht Wort des Geschöpfes. Sollte uns damit nicht von vornherein die Möglichkeit abgeschnitten sein, nicht sowohl es zu hören, wohl aber es zu definieren, zu „klären", daß wir uns, solange wir eben Menschen, Menschen dieses Aons sind, erkenntnismäßig grundsätzlich mit dem begnügen müßten, was an Vordergründigem u. a. auch in Breslau darüber gesagt wurde: daß Wort Gottes vernehmbares, göttliches Wirken, persönliche Inanspruchnahme des Menschen, Anrede an den Menschen zu seinem Selbstverständnis als Sünder, dem vergeben ist, daß es Gericht und Lebendigmachung bedeutet; daß es offenbar geworden ist in Jesus Christus und auch heute, im Jetzt und Hier, Ereignis ist —? Freilich, das alles sind nur Umschreibungen, Darlegungen der Wirkung dessen, was man mit Wort Gottes meint. Aber daß wir mehr darüber sagen könnten, das wird gerade in Frage gestellt. Ja man wird sogar behaupten müssen, daß, wenn wir inhaltlich mehr darüber sagten, wir dann eben nicht vom Worte Gottes, sondern daran vorbei, allenfalls von einem psychologischen Vorgang der Wirksamkeit des Wortes Gottes redeten.

Ist mit „Wort Gottes" ein inhaltlich nun noch zu bestimmender, rein formaler „Begriff" ausgesprochen? Wir antworten mit einer Gegenfrage: Ist das Wort Gottes gerade als diese Form nicht eine qualifizierte Form, die nicht für irgendeinen allgemeinen Inhalt gebraucht werden könnte, so daß „Wort Gottes" eine Besonderheit eines vielleicht durchsichtigen, begrifflich zu fassenden Allgemeinen wäre? Ist das „Wort Gottes" als diese Form nicht Träger eines Inhalts, von dem es eben in seinem „formalen" Charakter nie abstrahiert werden kann und darf? Hat es mit dem Wort Gottes nicht die Bewandtnis, daß sein Inhalt gerade in dieser „Form" Ausdruck findet, daß, wenn man die „formale" Bezeichnung gebraucht, unmöglich auch nur einen Augenblick eine abstrakte Form, ein hohles Gefäß, sondern nur der mit dieser Form ausgedrückte unvergleichbare Inhalt gemeint sein kann? Können wir das „Wort Gottes" wirklich als etwas Anderes verstehen denn als eine in besonderer Weise qualifizierte Form, die nur den sie qualifizierenden Inhalt meinen kann und nicht für einen anderen zu verwenden ist? Und eben um diesen Inhalt, um die Klärung des „Begriffs: Wort Gottes" dürfte es so bestellt sein, daß wir uns nicht anders als indirekt über ihn verständigen und wohl sein Wesen in der Wirkung beschreiben können, daß aber sein Klar- und Begreiflichwerden — wenn schon — dann nur eine eschatologische Möglichkeit sein wird. Es wird unsere Not bleiben, solange wir Zeit sind, nur in Vordergründen vom Wort Gottes reden zu können, um damit auf seinen Hintergrund hinzuweisen. Und das nicht infolge einer menschlichen Fähigkeit, sondern auf Grund von Verheißung.

Bonn Fritz Heidler

3. Noch einige kritische Bemerkungen

Die verdienstliche Schilderung des Breslauer Theologentages von Windisch kann nicht ganz unwidersprochen bleiben. Vielleicht, daß meine kritische Bemerkung jenen Bericht zu ergänzen geeignet ist. Und zwar handelt es sich mir einmal grundsätzlich um die Frage des Theologentages überhaupt, zum Andern speziell um die Berichterstattung über den systematischen Vortrag Wobbermins und die ihm nachfolgende Diskussion.

Was diesen letzteren zunächst angeht, so hat sich meines Erachtens auch Windisch nicht ganz freigemacht von der Meinung des Diskussionspublikums, als sei das primäre Anliegen Wobbermins die mehr oder weniger temperamentvolle Auseinandersetzung mit Barth gewesen, während es ihm doch entscheidend ankam auf die grundsätzliche Erörterung der methodischen und sachlichen Bedeutung, die die Korrelation von Wort Gottes und Glaube für eine systematische Behandlung des Wort-Gottes-Problems hat. Die ganze Auseinandersetzung mit Barth sollte dabei nur die Aktualität dieser seiner Problemstellung in der gegenwärtigen Theologie erweisen. Es kann sich deshalb auch gar nicht darum handeln, daß Wobbermin dies und jenes von Barth „übernommen" haben wollte (so Windisch), sondern nur um einen Aufweis seiner eigenen Stellungnahme in kritischer Auseinandersetzung mit Barths Prolegomena, der die vorliegenden „Wahrheitsmomente" ebenso kräftig unterstrich, wie umgekehrt die Rationalisierungsversuche Barths u. a. m. energisch abgewehrt wurden.

Wenn schon bei Windisch, so schien erst recht bei der Masse der Zuhörer das einseitige „Gespräch" mit Barth die eigentliche Sensation des Wobbermin'schen Vortrages zu bilden, der gegenüber das Interesse nicht nur, sondern vor allem das Verständnis für Wobbermins eigentliche Absicht spürbar zurücktrat. Mir erscheint darum die dem Vortrag folgende Debatte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zu denen ich Lic. Wiesner trotz seinem guten Buch über das Offenbarungsproblem aber nicht rechne,

grob gesagt als Trauerspiel, das es unsereinem als Systematiker einfach moralisch unmöglich machte, auf der Bühne mit zu agieren. Oder wie sollte eine ernsthafte kritische Auseinandersetzung mit Wobbermin von Seiten eines Fachgenossen tragbar sein vor einem Publikum, das nicht in ruhiger Sachlichkeit mitarbeitete, sondern sich ganz von Stimmungen erfüllt zeigte. Wem es darauf ankam, die Stimmungen eines solchen Publikums kennen zu lernen, für den mochte diese „Debatte" wohl „die anregendste der ganzen Tagung" gewesen sein — die aufregendste war sie zweifellos. Denn daß sie irgendwelchen systematischen Ertrag gehabt hätte, das möchte ich ganz entschieden bestreiten dürfen.

Was sollte z. B. die in anmaßendem Tone von Wiesner aufgeworfene Bemerkung, die Korrelation von Offenbarung (Wort Gottes) und Glaube sei doch wahrhaftig nichts Neues? Mit Recht antwortete Generalsuperintendent D. Schian nicht ohne leise Ironie, nein, sie sei allerdings schon reformatorisch. Gewiß wird man sagen dürfen, daß heute erst ernsthafte Lutherforschung Sinn und Tragweite dieser reformatorischen Korrelation ganz zu erfassen scheint (ich verweise auf den Vortrag von Bornkamm)[1]), während in der Systematik bereits die Generation eines Julius Kaftan ein Bewußtsein davon hatte. Wollte man hier Wobbermin einen Vorwurf machen, dann höchstens den, daß er seinen Lehrer Kaftan kräftiger nennen, Herrmann und Haering nicht vergessen und Kähler nicht verzeichnen durfte. Der von ihm mit grundsätzlichem Recht bekämpfte „Historismus" der Ritschlschen Schule ist anderswo zu suchen als bei diesen Männern (nämlich bei Harnack und Wendt), und Kählers „Biblizismus" hat doch ein anderes Gesicht, als Wobbermin es rasch zeichnete.

Aber das nur nebenbei! Entscheidend ist doch vielmehr die Tatsache, daß das Verständnis jener Korrelation von fides und promissio in der Gegenwartstheologie keineswegs Allgemeingut ist, weder in seiner methodischen Konsequenz, noch der Sache nach. Und das gilt gerade der Theologie gegenüber, deren eigentliche Stärke und Größe es ist, daß sie die Kategorie des Wortes Gottes entscheidend in den Mittelpunkt der heutigen Diskussion gestellt hat. Wahrlich, eben um dieses Verdienstes willen ist hier die Gefahr am akutesten, daß, wenn nicht jene reformatorische Korrelation streng durchgeführt wird, in der Dogmatik von Anderem geredet wird als vom Wort Gottes. Oder sind jene Rationalisierungsversuche, jene Deduktionen a posteriori in Barths Prolegomena nicht ein erschreckender Beweis dafür, daß auch eine Theologie, die ausging von der strengen Transzendenz Gottes, seiner völligen Transrationalität (oder war die Barthsche Transzendenz Gottes am Ende doch nie ganz radikal, und d. h. hier aus Offenbarung und Glaube heraus, verstanden, war sie doch primär Spekulation über das Nichtgegebene, die, wie Cohen einmal verrät, gerade die „Suffizenz des Menschen" involviert?) ich sage, daß auch eine Theologie, deren ursprüngliches Thema war und bleiben müßte: „Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen" landen kann bei einem Rationalisieren, das das Geheimnis „Gott" gerade zerstört, Gott in die Karten zu sehen meint und wenig mehr merken läßt von einem existenziellen „In-Anspruch-genommensein", das einem doch wohl keinen Raum läßt, glücklich oder ungeschickt über die Dinge (aber dann gewiß nicht mehr über Gott) zu theoretisieren in der Rolle des aufgeklärten, hinter die Sache wenigstens a posteriori glücklich gekommenen Schulmeisters? Wahrhaftig, Luther hätte auch heute Gelegenheit, seinen Satz zu wiederholen, den er den Scholastikern, den sawtheologen mit allem Ingrimm ins Gesicht warf, daß sie über Gott reden „wie der Schuster vom Leder"! Wenn ich Etwas bedaure, dann dies, daß diese Wendung und ihre Not in Wobbermins Vortrag zu wenig leidenschaftlich, zu sehr als Sache theologischer Theorie, zu wenig als direkt religiöse Not zu Worte kam!

Es ist hier nicht der Raum zu einer kritischen Auseinandersetzung mit Wobbermin selbst, seinem Gesamtsystem, und zur Erledigung der Frage, ob die „religionspsychologische Methode" so, wie sie sich in seinem Hauptwerk dargestellt hat, reine Durchführung wirklich jener reformatorischen Korrelation ist und darum die Lösung unserer theologischen Notlage sein kann. Manches wäre da noch zu fragen, was sich unter der Hand nicht erörtern läßt. Ich habe das bereits 1926 in CW Nr. 16 getan[2]) und bin auch heute jene dort aufgeworfenen Bedenken keineswegs los. Nicht nur erscheint mir der nächstliegende Sinn des „religionspsychologischen Zirkels" in seiner Anwendung auf die Theologie problematischer als Wobbermin selbst (vgl. seine „Nüancierung"!) — ich spreche hier in der Theologie seit bald zehn Jahren absichtlich und eindeutig von „fides-promissio-Korrelation"[3]). Sondern auch substanziell wäre das Verständnis dessen, was „Wort Gottes" ist, weiter zu führen nötig, als es etwa in dem Breslauer Vortrag geschehen ist[4]). Ist Glaube personale Beziehung von göttlichem Ich und menschlichem Du, dann ist doch dies „Du" vermutlich nicht gegebene Voraussetzung, mit der sich unkritisch operieren läßt („Personkern des religiösen Lebens" hieß es bei Wobbermin), sondern ganz und gar problematisiert durch das „Wort". Diese Problematik kam aber ebenso zu kurz wie etwa die damit zusammenhängende Problematik der „Geschichte"[5]).

Aber das sind alles nur Andeutungen. Dinge, die ernsthaft hätten diskutiert werden müssen, wenn die Debatte das gewesen wäre, was sie hätte sein sollen. Damit komme ich zum Problem des Theologentages selbst. Mögen die Vorträge der Allgemeinheit erhalten bleiben! Möge für die Öffentlichkeit eine kurze Debatte Unverstandenes klären! Das Bedürfnis ist ja unverkennbar. Aber fruchtbare theologische Auseinandersetzung ist, zumal bei der heutigen Lage der Dinge, nur möglich im engeren Kreis der Fachgenossen, hinter verschlossenen Türen, wo nicht die Sensation regiert und Rechthaberei sich breit macht (wir Theologen haben selbst genug mit letzterem Übel zu schaffen!), sondern aus Sachkunde heraus ein wirkliches Gespräch sich entwickeln kann zum Segen für Theologie und — Kirche.

Münster Friedrich Wilhelm Schmidt

[1]) Vielleicht darf ich erinnern an meine Untersuchung über den „Gottesgedanken in Luthers Römerbriefvorlesung (Lutheranaheit 3 der Studien und Kritiken 1920); und meine Ausgabe von „De servo arbitrio", Münchener Lutherausgabe Bd. 5, 1923, besonders S. 407 ff.

[2]) Vgl. auch meinen Aufsatz „Die Frage nach Gott in Luthers Großem Katechismus" in der Festgabe für Georg Wobbermin (= ZThK 1929, 5. Heft), besonders S. 362 ff. mit Einschluß der Anmerkungen.

[3]) Vgl. meine „Grundfrage der Theologie". Bertelsmann 1929.

[4]) Ich verweise auf meinen soeben bei Bertelsmann erscheinenden Vortrag „Der Primat des Wortes in der evangelischen Kirche" und meinen Artikel „Wort Gottes" in RGG² Bd. 5.

[5]) Vgl. meine Artikel „Glaube", „Glaube und Geschichte" in RGG² Bd. 2.

Zur Lutherischen Tagung in Augsburg

Eine Entgegnung schreiben zu müssen ist allemal eine unliebsame Aufgabe. Und das um so mehr, wenn man es in einer Zeitschrift tun muß, mit deren Herausgeber man sich durch verständnisvolles gegenseitiges Anerkennen der Arbeit des Einen wie des Anderen verbunden weiß. Besonders unliebsam aber ist solche Entgegnung, wenn man sie in eigener Sache geben muß. Im Grunde freilich, und das erleichtert mir dieses Abwehrwort doch wieder in Etwas, ist es ja doch nicht so sehr meine eigene Sache, wie die Sache des Lutherischen Einigungswerkes, um die es sich handelt.

In Heft 21 des vorigen Jahrgangs hat Herr Ernst Bizer über die Augustanafeier des Lutherischen Einigungswerkes einen Bericht erstattet, der wirklich nicht unwidersprochen bleiben darf. Dabei handelt es sich für mich wirklich nicht in erster Linie um

einen Anteil an dieser Feier und Herrn Bizers Bericht darber. Wie ich, sind auch die anderen Redner und Versammlungsiter zum mindesten nicht gerade gelobt. Nur Herr Hauptpastor . Schöffel kommt — aus ganz durchsichtigen Gründen — etwas sser weg. Das könnte mich beruhigen. Aber mir geht es um e Sache selbst und um die Art und Weise, wie darüber berichtet ist.

Vielleicht darf ich zunächst auf den Vorwurf der völligen Blindeit eingehen, den Bizer allen Theologen, die in der Debatte, die einem Vortrage folgte, machte, der mir aber doch wohl ganz esonders gelten soll. Herr Bizer schreibt: „In seinem Schlußwort onnte Jelke versichern, daß er aus den Erscheinungen der letzten wanzig Jahre nichts gelernt habe." Er vergißt aber die Worte: Was meine alte lutherische Position umzustoßen im Stande äre." Die Angriffe auf die eigene Position soll ich nicht gesehen nd nicht auf sie geantwortet haben. Hat denn Herr Bizer nicht emerkt, daß drei Viertel meines Vortrages sich mit allen mögichen modernen theologischen Richtungen auseinandersetzt, und aß sich nur das letzte Viertel mit der sogenannten positiven Theoogie befaßt? Hat denn Herr Bizer weiter nicht gehört, daß ich n der Debatte von verschiedenen Seiten gerade deshalb angegriffen bin, weil ich mich zu viel mit fremder, d. h. außerlutherischer Theologie beschäftigt hätte?

Aber nun zu dem Inhalte des Vortrages selbst. Nach Herrn Bizer soll ich gesagt haben: „Die positive Theologie geht aus von er Erfahrung der Gestalt Christi, das ist der Sinn der lutherichen Ubiquitätslehre; nimmt man uns die Ubiquitätslehre, so nimmt man uns Christus." Demgegenüber muß ich nicht nur aufs Bestimmteste erklären, daß ich noch niemals Erfahrung und Ubiquität in Zusammenhang gebracht habe, sondern muß auch versichern, daß ich während der ganzen Tagung in Augsburg den Ausdruck Ubiquität niemals gebraucht habe. Vielleicht hat der Herr Berichterstatter den Ausdruck Ubiquität aus dem Munde eines anderen Redners, vielleicht sogar in einer anderen Versammlung gehört. Jedenfalls darf ich die Leser der Christlichen Welt herzlich bitten, meinen im Januarheft der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" erscheinenden Augsburger Vortrag zu lesen, um sich selbst ein Urteil zu bilden.

Heidelberg Robert Jelke

Es gibt Zeitungen, die ungern berichtigen. Ich kann von meiner Redaktion sagen, daß sie eine Berichtigung, die Hand und Fuß hatte, immer mit besonderem Vergnügen veröffentlicht hat. Denn was für edleren Auftrag kann es geben, als dem Richtigen zu Gehör und Verständnis zu helfen?

Bleibt meine Mitverantwortung für den von Herrn D. Jelke scharf abgelehnten Artikel unsers Berichterstatters über jene Augsburger Tagung. Ich übernehme sie ausdrücklich in dem Sinne, wie er seine Aufgabe verstanden hat. Er sollte nicht mit der Objektivität des Chronisten zuhören. Alles, was auf jener Tagung gesagt worden ist, kann man ja Wort für Wort in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" lesen, und die Richtung hat Organe genug, welche mit selbstverständlicher Sympathie ihre Kundgebung verfolgten. Unser Berichterstatter hatte gar keinen andern Auftrag, als das Ganze der Tagung auf sich wirken zu lassen und seine Eindrücke wiederzugeben. Das hat er mit der Unvoreingenommenheit und Unbekümmertheit getan, die der heutigen Jugend eigen ist. Ein solcher Bericht ist eben um des freien Ausdrucks seines Erlebnisses von eigenem Wert. Bedarf er der Korrektur — so mag sie ihm vergönnt sein! R

Der Liberalismus

„Eine skeptische Betrachtung" über den Liberalismus veröffentlicht Bernhard Guttmann in Nr. 958/60 der Reichsausgabe der Frankfurter Zeitung. Der Artikel ist ja für ein ganz andres Publikum geschrieben als das unsre, aber er sagt auch uns so viel Wesentliches, daß wir ein gutes Stück davon hier zum Abdruck bringen.

„Das Zeitalter des Liberalismus liegt hinter uns. Das Gute, was er gebracht hat, übernehmen wir in die Zukunft: die Geistesfreiheit und die Duldsamkeit."

Reichsfinanzminister Dietrich bei der Gründung der Deutschen Staatspartei

Es ist wahr: das Zeitalter des Liberalismus ist tot. Daran kann, wer sich im Leben umsieht, nicht zweifeln. Allerdings gibt es noch eine Anzahl von liberalen Menschen. Ob sie groß genug ist, eine politische Partei auszumachen, die sich mit einigem Anstande sehen lassen kann, geht uns für diesmal nichts an. In keinem Falle reicht die Zahl hin, um auf die heutige Welt irgendwie stärkeren Eindruck zu machen, das „Zeitalter" zu führen. Somit dürfte der dem Liberalismus an der Stelle, wo sich sozusagen die nächsten Hinterbliebenen versammelt hatten, ausgestellte Totenschein Rechtskraft besitzen. Was sich an Überresten vorfindet, ist mehr private Bemühung, die darum nicht wirkungslos zu sein braucht, vorausgesetzt, daß die Leute, die sich bemühen, danach sind. Beschäftigen wir uns mit dem zu Grabe gebrachten Verstorbenen selbst.

Man kann die Geschichte einer geistig-politischen Wesenheit, die ein paar hundert Jahre der europäischen Entwicklung erfüllt hat, nicht in ebenso vielen Zeilen schreiben. Selbst uns Älteren ist der Liberalismus zu unseren Lebzeiten nur selten in kräftiger Gestalt erschienen. Vollends den Jungen von heute mußte er lange vor seiner amtlichen Toterklärung problematisch und gänzlich senil vorkommen. Woher sollten sie eine bildhafte Vorstellung davon erhalten, was die einigermaßen komisch gewordene Figur einst in der Welt gewollt und was sie geleistet hatte? Was man wahrnehmen konnte, war eine herkömmliche, aber immer behutsamer werdende Vorliebe für die linke Seite; der Grund davon blieb unklar, am Ende mochte die Vorliebe auf einer eingewurzelten Idiosynkrasie beruhen, wie manche Leute in der Eisenbahn nicht rückwärts fahren können. Man muß es erst aus Büchern lernen, daß in seiner Mannheit der Liberalismus kühn ausschritt und recht tüchtig um sich schlug. Damals war er etwas viel Besseres als ein zusammengeflicktes Parteiprogramm. Er beschränkte sich durchaus nicht auf ein Bekenntnis zur parlamentarischen Regierungsform oder zum Freihandel oder zur Rechtsgleichheit mit Einschluß der Juden. Sein Ursprung und Wesen wird durch den Namen bezeichnet: Drang zur Befreiung. Der Zwang, den man abschütteln wollte, war zuerst nicht der politische des Staates, noch weniger der wirtschaftliche der alten Gewerbeordnungen, sondern der geistige. Die Morgendämmerung der liberalen Idee fällt in die Zeit nach den langen Religionskriegen, zuletzt dem Dreißigjährigen. Erstes Postulat wurde, frei schreiben, lehren und drucken zu dürfen. Das Recht hierauf, das wir als eines der vornehmsten Menschenrechte ansehen, wurde uns von den größten Helden des Europäertums hinweg über Scheiterhaufen und durch Bastillen erkämpft und hinterlassen. Schon ist heutigentages bei Unzähligen, auch solchen, die durch Universitäten gegangen sind, der Stumpfsinn so groß geworden, daß sie dieses Recht nicht mehr zu schätzen wissen, und keineswegs unmöglich ist, daß es uns verloren geht. Führe man sich doch vor Augen, daß, von Rußland zu schweigen, bei dem hochkultivierten Volke der Italiener jetzt seit vielen Jahren dem Menschen nicht gestattet ist, zu bekennen, was er denkt!

Der Liberalismus als die wahrhaft europäische Gesinnung hat sich im alten Umkreise der abendländischen Menschheit herausgebildet, von dem Deutschland einer der wichtigsten Sektoren war. Krasse Unwissenheit ist es, ihn bloß für eine englisch-französische Erfindung auszugeben, die dem deutschen Gemüt zu seinem Schaden nachträglich eingeimpft worden wäre. Ganz im Gegenteil, es ist in diese Weltanschauung sehr viel deutscher Geist und deutscher Freiheitswille hineingeflossen. Selbst in den verkümmerten politischen Zuständen konnte doch geschrieben und gedruckt werden, ja die alte absolutistische, jenseits der nahen Grenze jedoch ohnmächtige Kleinstaaterei gab der freien Literatur eine Lebensmöglichkeit, die in den großen Ländern nicht immer vorhanden war. Was Kursachsen verbot, konnte vielleicht in Württemberg erscheinen oder in Preußen oder Hamburg. Es ist nicht sicher, ob Kant, der an der östlichen preußischen Akademie bis gegen Ende seines Lebens unangefochten blieb, zu seiner Zeit in Oxford hätte lehren können; an der Sorbonne hätte er es ohne Zweifel nicht dürfen. Erhebt man den Vorwurf undeutscher Art auch gegen Preußen, nämlich gegen das alte, das eigentlich große Preußen des achtzehnten Jahrhunderts? In der Leitung dieses führenden deutschen Staates war von Anfang an ein starker Wille zur Befreiung des Geistes wirksam, wenn auch an politische Bürgerfreiheit noch längst nicht zu denken war, und der Wille fand sich nicht zufällig vor und nebensächlich, er war organisch, lag dem jungen Staatswesen im Blute. Ihn hatte schon der Gründer Preußens, der Große Kurfürst, der, ein Herrscher im Sinne des aufgeklärten Despotismus, viel tat, um in seinen armen Provinzen Bildung und Wissenschaft auszubreiten, der sich im Ernste mit dem Plane trug, eine von keiner Kirche antastbare Universität zu stiften, wo neben protestantischen und katholischen auch jüdische und mohammedanische Professoren lehren sollten. Bevor es ein allgemeines Wahlrecht geben konnte, mußten die Hexenprozesse und die gerichtliche Folter abgeschafft werden. Diese Schändlichkeiten hat Preußen eher beseitigt als Frankreich. Erst später, nachdem die liberale Idee die Freiheit der Gewissen erkämpft hatte und nun die bürgerliche Freiheit forderte, versagte sich die Berliner Politik und blieb damit hinter dem erklärten Willen der deutschen Nation zurück. Aber auch Bismarck hatte in den Jahren der Reichsgründung eine liberale Ära, und ihr verdanken die Massen das Wahlrecht.

Der Liberalismus geht von der Persönlichkeit aus, die Demokratie vom Volke, das als ein endgültiger Wert empfunden wird. Der Unterschied ist wesentlich. Die Ohren der Völker sind an Schmeichelei gewöhnt, viel Ausnahmen gibt es nicht, falls man nicht etwa bis zu den althebräischen Propheten zurückgeht, die allerdings ihrer Nation die deutlichsten Offenheiten sagten. Der heutige rasend gewordene Nationalismus wurzelt in gutgläubiger Borniertheit, die niemals Anderes als ihr Lob hörte. Das zu Ende gedachte Deutschtum kann keinen höheren Wert anerkennen als sich, das Franzosentum macht es ebenso. Der Liberalismus kannte noch einen höheren Wert, die Menschheit. Das war kein klar umrissenes Bild; Ideale haben ja ihrer Natur gemäß etwas

wolkenhaft Unbestimmtes. Das Bild schwebte vielen ausgezeichneten Köpfen vor, aber es verblaßte zu schnell, und weder zwischen den Nationen noch zwischen den Klassen ist es zu einem aufrichtigen Frieden gekommen. Also verhöhnt man den Liberalismus, weil er die Welt nicht umgestalten konnte, es verhöhnen ihn die Bekenner der nackten Machtpolitik, die zum erbärmlichsten aller Bankerotte geführt hat! Im tieferen Grunde aber widerstrebt die Zeit seinem Appell an das Individuum, dem er seine letzte Verantwortlichkeit allerdings niemals erlassen kann. Im täglichen Leben wird die freie, für sich stehende Persönlichkeit nur noch schwer geduldet, angebetet wird hingegen die allen bekannte Riesenperson, der mythologisch emporgesteigerte Übermensch, der bei den entpersönlichten Millionen den leeren Innenraum füllen muß. Das Stimmrecht sollte den Wähler zum selbständig denkenden, für sich verantwortlichen Staatsbürger erziehen, aber es wurde von den durch überlangen politischen und sozialen Druck verbitterten Arbeitern ohne Dank empfangen. Von ihrem geistigen Führer Karl Marx hörten sie, daß die liberale Versöhnungstendenz Heuchelei und Betrug sei, und sie erhielten dafür die Parole „Diktatur des Proletariats". Immerhin haben zu unserem größten Glück die fünfzig Jahre Wahlrecht bewirken können, daß, als die Katastrophe des Staates kam, die nun die Arbeiter führende Generation, Männer wie Ebert, Braun, Severing, den in jenem Augenblicke möglichen Griff nach der Diktatur verschmähten, um es beim ordentlichen Verfahren zu lassen. Soweit also hatte der liberale Gedanke nachgewirkt. Aber es ist in dem seither vergangenen starken Jahrzehnt soviel schwächer geworden, daß man die Frage aufwerfen muß, ob eine Demokratie, die zu haben sich lohnt, ohne ihn bestehen kann. Sprechen wir schamhaft und schüchtern ein jetzt nie mehr gehörtes Wort aus, über das viele unserer jungen Freunde lachen, als wären sie Fascisten oder Werwölfe: Humanität.

Zeichen der Zeit! Etwas zum Nachdenken ist das auch für uns.

Die Kritik des „Liberalismus", auch des spezifisch kirchlichen und theologischen, ist in unserm Kreise längst im Flusse. Ich darf auf meinen Artikel in RGG 3, 1626 ff. verweisen. Nolens volens muß heute ein Jedes von uns seine Grundstellung zu diesen Dingen revidieren. Diese Revision mag sehr tief gehn. Aber der Kampf für gewisse Errungenschaften dieses „Liberalismus" wird geführt werden, und zwar siegreich, denn sie können und dürfen nicht verloren gehen. Noch müssen wir erst zusehen, was Besseres an seine Stelle gesetzt werden soll. Skeptische Rückschau allein tut es nicht. Und gern bekennt man sich mit Guttmann zu der bleibenden Losung: Humanität! Angesichts überhandnehmender Brutalität fühlt man sich versucht zu rufen: Der Liberalismus ist tot, es lebe der Liberalismus! R

Judaica

Der Babylonische Talmud übertragen von Lazarus Goldschmidt. Vollständig umgearbeitete und berichtigte Ausgabe in 11 Bänden. Jüdischer Verlag, Berlin. Subskriptionspreis je 15 M. der Band

Die einzige vollständige und zuverlässige Talmudausgabe in deutscher Übersetzung ist die von Lazarus Goldschmidt. Abgesehen von zahlreichen Anthologien und haggadischen Gleichnissammlungen konnte der christliche Theologe, sofern er nicht durch jahrelange Studien in den Urtext eingelesen war, sich nur auf die Ausgabe von August Wünsche verlassen, der sich aber auf die Übersetzung haggadischer Bestandteile beschränkte. — Für die Mischna allein genommen lagen die Verhältnisse insofern günstiger, als eine besondere Ausgabe in deutscher Übersetzung von A. Sammter u. a. vorlag.

Es ist eine monumentale Arbeitsleistung gewesen, die ein überwältigendes Maß von Selbstentäußerung, Zähigkeit und schier unüberbietbarer Gelehrsamkeit erforderte, als Lazarus Goldschmidt an die erstmalige wissenschaftliche Übertragung des gesamten Talmud Babli herangging. In den Jahren 1897—1913 ist das Werk in 18 riesigen Foliobänden zu Stande gekommen, die mit gelehrten Anmerkungen den hebräischen und deutschen Text enthielten und insgesamt 750 Mark kosteten — also normalerweise ganz unerschwinglich waren.

Dank dem rührigen „Jüdischen Verlag" erscheint nun seit Beginn vorigen Jahres in zweimonatlichen Abständen und bei — im Hinblick auf Ausstattung und Einband — angemessenen Subskriptionsbedingungen die hier anzuzeigende handliche Neuausgabe in 11 Quartbänden. Die notwendige Reduzierung des Formates ließ sich nur erkaufen durch gänzliches Weglassen des hebräischen Textes, wofür aber die deutsche Übersetzung nochmals ganz durchgesehen und überarbeitet wurde. Die Überarbeitung erstreckt sich — nach Stichproben zu urteilen — hauptsächlich auf die sprachliche Verbesserung und stilistische Reinigung, die der deutschen Lektüre recht zustatten kommt. Zu allen schwerer verständlichen Textstellen und unbekannten Namen sind kurze Erklärungen gegeben, die die große Gelehrsamkeit und das universale Wissen des Verfassers verraten, da sich der Stoff des Talmud ja bekanntlich über alle Wissensgebiete erstreckt. — Alle im Text vorkommenden Zitate aus Bibel und Talmud sind in Fußnoten dankenswerterweise genau belegt, vermissen läßt die neue Ausgabe nur das Register der Bibelzitate am Bandende und die jedem Traktat vorangestellte Inhaltsübersicht in Stichworten, wie sie die erste Ausgabe aufwies. Das Fehlen dieser nützlichen Erleichterungen ist insofern schade, als sie den Band nur um wenige Seiten vermehrt hätten.

Zur Übersetzung selbst läßt sich von außen wenig sagen, denn sie ist wie jede Übersetzung ein eigen Ding. — Der jeweilige Stil des Übersetzers, der Klang und die Setzung seiner Worte können, wie das Vergleiche ja stets dartun, im Leser ein verschieden starkes und eindrucksvolles Bild des im Urtext Gemeinten erstehen lassen. Stellen, die Wünsche übersetzt, klingen bei Goldschmidt ganz anders und haben in der Auswahl Bachers (Die Agada der Tannaiten) einen noch anderen Klang. Aber man kann schon sagen, die Übersetzung Goldschmidts läßt im Leser fast immer ein ziemlich scharfes Bild entstehen, d. h. der Sinngehalt des Textes findet eine dem Idealen angenäherte Ausdrucksform in der deutschen Sprache, was dem Vergleicher auch ohne genauere Kenntnisse der Talmudsprache zumeist aus dem Zusammenhang aufgeht. Und soweit ich im Bilde bin, sind ernsthafte Beanstandungen gegen die Übersetzung seitens rabbinischer Fachautoritäten nicht hervorgebracht worden, und alle anläßlich der ersten Ausgabe erfolgte Kritik dürfte Goldschmidt sich ja wohl bei der Neubearbeitung zu Nutze gemacht haben. — Vor dieser Riesenarbeit fällt außerdem alle philologische Kleinkrämerei — wenigstens in den Augen des Referenten — als wirklich nicht am Ort kaum ins Gewicht.

Zum Inhaltlichen des Babylonischen Talmud hat eine Buchkritik natürlich nichts auszusagen. Außerdem dürfte der Charakter des Talmud auch bis weit in interessierte christliche Laienkreise hinein bekannt sein. Zur allgemeinen Orientierung ist immer noch Stracks „Einleitung in den Talmud" am meisten zu empfehlen*).

Anstatt weiterer Worte möchte ich im Folgenden unter einem leitenden Gesichtspunkt einige Proben aus den vorliegenden beiden ersten Bänden der Neuübersetzung geben, die die Traktate Berakhoth (Segenssprüche), Seder Seraim (Saaten), Sabbath (Feiertage), Erubin (Reinigung), Pesachim (Passahfest) und Sequalim (Tempelsteuer enthalten. — Und zwar wähle ich als Gesichtspunkt ein Grundmoment der biblischen Religiosität: die Gottesfurcht (das Kreaturgefühl), über welche tiefste Betrachtungen und Aussprüche auch mitten im dichtesten Gehege „talmudischer Kasuistik" zu finden sind:

*) Es soll doch bei dieser Gelegenheit nicht ungesagt bleiben, daß auch christliche Gelehrte sich um die Verdeutschung des Talmud bemüht haben. So Strack, Ausgewählte Mischnatraktate (Hinrichs), Fiebig, Ausgewählte Mischnatraktate (Mohr) und die eben im Erscheinen begriffene Gießener Mischna (Töpelmann). Eine Fülle rabbinischer Texte sind in Strack-Billerbecks „Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch" (Beck) wiedergegeben. D H

erakhoth 33b.
R. Chanina sagte: Alles ist in den Händen des Himmels, ausgenommen
e Gottesfurcht, denn es heißt: „Und nun Israel, was verlangt der Herr,
in Gott, von dir, als ihn zu fürchten“ (Deut. 10, 12). — Ist denn die
ottesfurcht eine Kleinigkeit!? R. Chanina sagte ja im Namen des R. Simon
Jochai: Nichts hat der Heilige, gepriesen sei er, in seiner Schatzkammer,
s den Schatz der Gottesfurcht, denn es heißt: „Die Gottesfurcht, das ist
in Schatz“ (Jes. 33, 6).
Freilich, für Mose war es eine Kleinigkeit. R. Chanina sagte nämlich:
in Gleichnis. Wenn von einem Menschen ein großes Gerät verlangt wird
nd er es hat, so kommt es ihm wie ein kleines Gerät vor, wenn ein
eines und er es nicht hat, so kommt es ihm wie ein großes Gerät vor.

abbath 31b.
Rabja b. R. Huna sagte: Ein Mensch, dem Gesetzeskunde ohne Gottes-
rcht, gleicht einem Schatzmeister, dem man die inneren Schlüssel, aber
icht die äußeren Schlüssel übergeben hat; wie soll er hereinkommen? —
. Jannaj ließ ausrufen: Wehe dem, der keine Wohnung hat, aber Türen
ir eine Wohnung macht. — R. Jehuda sagte: Der Heilige, gepriesen sei
r, hat seine Welt nur dazu erschaffen, daß man ihn fürchte, wie es heißt:
Und Gott machte es, auf daß man ihn fürchte“ (Koh. 3, 14).

benda:
Ferner heißt es: Und zum Menschen sprach er: Wahrlich (hen) Gottes-
rcht ist die Weisheit (Hi. 28, 28), und hen heißt im Griechischen: Eins. —
chließe hieraus.

esachim 50b:
Raba wies auf einen Widerspruch hin: es heißt: „Denn groß bis zum
immel ist deine Gnade“ (Ps. 57, 11), dagegen heißt es: „Denn groß über
en Himmel hinaus ist deine Gnade“ (Ps. 108, 5); wie ist dies zu erklären?
Das Eine, wenn man (die Gebote) um ihrer selbst willen ausübt, das
ndere, wenn man sie nicht um ihrer selbst willen ausübt. Dies nach
. Jehuda, denn R. Jehuda sagte im Namen Rabas: Stets befasse man
ch mit der Thora und gottgefälligen Handlungen, und nicht um ihrer
lbst willen, denn dadurch kommt man dazu, es um ihrer selbst willen
u tun.

erakhoth 10b:
R. Jose b. Chanina sagte im Namen des R. Eliezer b. Jakob: Man stehe
eim Beten nicht auf einem hohen Platze, sondern auf einem niedrigen,
enn es heißt: „Aus den Tiefen rufe ich zu Dir, o Herr“ (Ps. 130, 1). —
esgleichen wird gelehrt: Man stehe beim Beten weder auf einem Stuhl,
och einem Schemel, noch sonst auf einem hohen Platze, sondern auf
inem niedrigen, weil es vor Gott keine Erhöhung gibt, denn es heißt:
Aus den Tiefen rufe ich zu Dir, o Herr“; ferner: „Das Gebet eines Armen,
er verschmachtet“ (Ps. 102, 1).

erakhoth 17a:
Ein Wahlspruch war es im Munde Rabas: Der Endzweck der Weisheit
t Buße und gute Werke; daß der Mensch nicht lese und lerne, sich dann
ber gegen Vater und Mutter auflehne, gegen seine Lehrer und gegen
en, der größer ist als er in Weisheit und Zahl. — So heißt es: „Der
Weisheit Anfang ist die Gottesfurcht, ein gutes Ansehen für alle, die sie
usüben“ (Ps. 111, 10); es heißt nicht „lernen“, sondern „ausüben“: nur
enen, die sie um ihrer selbst willen ausüben, nicht aber denen, die sie
icht um ihrer selbst willen ausüben. Für Jeden aber, der sie nicht um
rer selbst willen ausübt, wäre es besser, er wäre nicht erschaffen worden.

benda:
R. Jochanan und R. Eleazar streiten hierüber. Einer erklärte: unsere
ehrer in der Thora sind überbürdet — mit Geboten. Der Andere
rklärte: unsere Lehrer in der Thora und in den Geboten sind über-
ürdet — mit Züchtigungen.

erakhoth 5a:
Es wird gelehrt: R. Simon b. Jochai sagte: Drei gute Gaben schenkte
er Heilige, gepriesen sei er, Israel; alle drei wurden nur durch Züchti-
ungen erworben. Und zwar: die Thora, das Israelland und die zukünftige
Welt.
Woher dies von der Thora? — es heißt: „Heil dem Manne, den du
üchtigst, o Herr, und belehrst ihn aus deiner Lehre“ (Ps. 94, 12). Vom
Israelland? — denn es heißt: „Wie ein Mensch seinen Sohn züchtigt,
o züchtigt dich der Herr, dein Gott“ (Deut. 8, 5), und hieraus folgt: denn
er Herr, dein Gott, bringt dich in ein gutes Land. Von der zukünftigen
Welt? — denn es heißt: „Denn eine Leuchte ist das Gebot und ein
icht die Lehre; ein Weg zum Leben sind die Züchtigungen“
Spr. 6, 23).

Leipzig Hans Joachim Schoeps

Die Geschichte als Sündenfall und Weg zum Gericht

Bemerkungen zu Erwin Reisners gleichnamigem Buch*)

1. Es will nicht abebben, was seit Spenglers eschatologischem Schreckensruf durch Europa erklungen ist. Die Wucht der Ereignisse, an denen wir schicksalsmäßig Anteil haben, ruft förmlich nach Offenbarung. Was aber Spengler zu sagen übrig gelassen hatte, die Dreiheit Gott, Zeit und Ich zu einem geschlossenen Gedankenbau zusammenzufügen, liegt nun in einem Bekenntnis eines jüngern Philosophen vor. Sie haben es meist versucht, nach ihrer Weise, oft unter krampfhafter Ausschaltung der göttlichen Realität, mit dem Zeitbegriff fertig zu werden. Hier ist ein Versuch Wirklichkeit geworden, der in drei Richtungen Neues bietet: er dringt erkenntniskritisch in die Phänomenologie der Zeit vor, untersucht die Struktureinheit des Weltgeschehens, und verleiht dem Ablauf der Erscheinungen gottgegebene Schicksalkraft, indem der Verfasser aus Ethos und Wirklichkeit heraus die Menschheit als gerichtsreif ansieht. Zeit ist Zwangsmäßig-reif-werden zum Tode nicht nur des Einzelnen, sondern der gesamten Menschheit. Und dies alles als Wesensausdruck nicht etwa theologischen Erlebens, sondern erfaßt als Bankerott des philosophischen Denkens überhaupt.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Reisner ist Relativist und vollzieht den letzten Schritt, den Einstein begonnen, Barth fortgesetzt und unsere Generation in sich aufgenommen hat. Er betont, daß er nicht vom Glauben irgend ergriffen worden sei, sondern aus der Phänomenalität der Zeit her zu seiner Überzeugung gekommen ist. Gerade deshalb scheint mir eine Auseinandersetzung mit ihm wertvoll. Seine früheren Bücher „Die Erlösung im Geiste“ (Braumüler Wien 1924) und „Das Selbstopfer der Erkenntnis“ (Oldenbourg München 1927) verschaffen ihm bald Zutritt zu den ersten Zeitschriften, obwohl sein Wohnsitz Siebenbürgen dem Hauptstrom geistlichen Lebens etwas ferne liegt (vgl. DAZ vom 10. April 1929, wo Alfred Bäumler auf Reisner aufmerksam macht).

2. Um die Gedankengänge dieses Suchers ganz zu verstehen, muß der erste Schritt seiner Erkenntnis, also der Urtyp seiner philosophischen Besinnung hervorgehoben werden. „Reflexion bedeutet die Verneinung und Entwertung des Wahrgenommenen wie auch des Wahrnehmenden, des Wahrgenommenen, weil ich der Erscheinung, so wie sie sich mir darbietet, nicht glaube, ihre Gegebenheit, ihren objektiven Selbstwert nicht anerkenne, des Wahrnehmenden, weil ich die Daten, die mir meine Sinne liefern, für unzulänglich und also mein eignes sinnliches Ich für erkenntnisunmöglich halte“ (S. 3). Aus dieser Grundvoraussetzung baut sich das System seiner Geschichtsphilosophie auf. Der Denkakt an sich ist schon wertbetont, das Grundgebäude dieser Funktionen daher nicht gleichgültig im Hinblick auf das Ergebnis. Solche Stimmungen liegen heute in der Luft und werden auch von anderer Seite her zum Gegenstand der Erforschung gemacht. (Vgl. CW 1929, 12, 562 ff.) Sie sind vorbereitet durch Bachofen, Bergson, neuerdings Klages, früher von Hamann, Herder und nicht zuletzt von Schelling und Hegel. Sie alle sind zu dem geschlossenen Bau Reisners Stützenträger geworden; dennoch ist das, was Reisner zu sagen hat, neuartig, in seiner logischen Gliederung usw. bisher so noch niemals erschaut. Was in dem Folgenden gegeben werden kann, ist natürlich nur ein Ausschnitt. Es kommt in diesem Buche nicht allein auf die erkenntniskritische Erfassung des Reflexionsaktes an, sondern auf die Folgerungen, die daraus gezogen werden.

Das Zeitgeschehen ist, so folgert der Verfasser, ein ununterbrochener Abfall von Gott. Gott ist der Herr der Vergangenheit. Je tiefer wir, mit den Mitteln exakten Forschens in die Vergangenheit eindringen, je mehr wir dem intellektualistischen Trieb in uns frönen, um so eher erscheint das Früher als das „Vor“-bild unseres gegenwärtigen Daseins, um so erschreckender wird uns der Abstand von Gott, der „vollkommen jenseits aller geschöpflichen Spekulation und aller Verbindungslinien steht“ (37), zum Bewußtsein kommen. Wir haben in dem Bilde des Menschen vor dem Sündenfall die Höchstform des Gleichklanges zwischen Gott und Mensch. Die Erzählung in 1. Mos. 3 wird als geschichtsphilosophische Realität angesehen.

Sofort tauchen bei dieser Gedankenkette die Ahnen solcher Überzeugung auf: Augustin, die Dogmatik der altlutherischen Väter. Vor dem Sündenfall gab es nur die Dreiheit Gott — Du — Ich. (Wobei das Du als Eva bzw. Weib gedacht wird.) Im Sündenfall aber wird Gott objektiviert. Aus jener ursprünglichen Dreiheit wird: Ich — Du — Es, wobei das Es nichts weiter ist, als das Produkt der Reflexion auf Gott, des absolut Rationalen im Gegensatz zum absolut Irrationalen, nicht die lebendige und vertraute, sondern die tote und fremde Wirklichkeit, nicht der geistige und persönliche Grund über uns, sondern der „tote“ Grund unter uns (51). So spricht ein Philosoph, nicht ein Theolog, ein Logiker. Allerdings ergibt sich hier ein überraschender Gleichklang mit sonst vollkommen disparaten Geistesgrößen: mit Ludwig Klages und — Karl Bornhausen, dessen Prinzip des „Gedankengefühls“ dieser Erfahrungswelt nicht ferne steht. Der Mensch also hat im Sündenfall, der sich allerdings in einer „intelligiblen“ Welt abgespielt hat, zu reflektieren begonnen, setzt solche Bewußtseinsakte immer weiter fort und verfällt zum Schlusse dem sich zu einem rasenden Furioso beschleunigenden Gericht. Die ganze Weltgeschichte wird zum achten Schöpfungstag.

Unter diesem Gesichtspunkt ergibt sich nun der Versuch, die Zeit als solche phänomenalistisch zu erfassen. Sie tritt für uns im Verlauf der Epochen gestaltend in Erscheinung. Deshalb bleibt Reisner nicht bei dem erkenntnismäßigen Erfassen der Weltvorgänge allein, sondern erläutert — und das sind die wertvollsten Abschnitte des Buches — die Tatsachen der Geschichte in ihrem innern Habitus eingehend und plastisch. Aber was bei Spengler,

*) Untertitel: Grundlegung einer christlichen Metaphysik der Geschichte. Verlag E. Oldenbourg, München und Berlin 1929. 204 S. 14.50 M.

mangels einer tragenden Idee, zum Chaos der Strukturzusammenhänge emporwächst, steht bei Reisner unter dem Wertbegriff des göttlichen Wortes. Die Menschheit tritt vor die Rampenbeleuchtung schuldhaften Gefangenseins in der Sünde. Es ist ein Reihenbild sub specie peccati. In unausweichlichem, dramatisch ergreifendem Rhythmus vollzieht sich die Abweichung des Menschen von seiner ursprünglichen Bestimmung in Erbsünde und Ertaubung gegen das Göttliche (wir könnten es Verstockung nennen).

Im tiefsten Grunde freilich fühlt der Mensch seinen Zustand. Drei Lösungsversuche hat ihm die Zeit geschenkt, die alte Einheit wieder herzustellen: „Wir wollen in Zukunft den ersten Lösungsversuch den egoistischen, den zweiten den ästhetischen, den dritten den religiösen, bzw. allgemein sittlichen nennen. ... Da die drei Dimensionen ihre Beziehungen zu den einzelnen Sinnen haben, läßt sich hier mehr als bloß bildlich auch von Lösungsversuchen des Hörens, des Sehens und des Denkens sprechen. Der religiöse Mensch nämlich öffnet sein Ohr dem göttlichen Wort, er will nur Hörer sein. Der ästhetische fordert hingegen ein gleichwertiges und gleichzeitiges Du, ein geliebtes und liebendes Gegenüber, also sozusagen ein Gesichtsobjekt. Der Egoist aber verneint Alles, was außer ihm existiert, er will weder hören noch sehen, sondern (selber) sprechen. ...“ (69)

3. In die durch reiches Rankenwerk vergegenwärtigten Lösungsversuche tritt als eine Tatsache unter mehreren: der Kreuzestod Jesu Christi (87 ff.). Er allein bringt das in Wahrheit geforderte Ganzopfer und stellt damit die verlorene Urgemeinheit Gott — Mann — Weib wieder her, aber nicht für alle Zeit und bedingungslos. Sein Erlöserdienst gilt in erster Reihe dem antiken Menschen und seinem Weltbild. Bezüglich des Mittelalters wird gesagt, daß das Mittelalter seine Stellung zum Christentume insofern fortwährend ändert, als es sich nicht auf den Auferstandenen, sondern auf den in das diesseitige Leben eingegangenen Christus bezieht (116). (Vgl. die bemerkenswerten gegensätzlichen Äußerungen Bornhausens in seinem „Erlöser“.) Hier findet sich die entscheidende Stelle der Auseinandersetzung mit dem Luthertum. Reisner meint: „wenn nun aber auch der Glaube an den Erlöser nur noch als Gnadengeschenk betrachtet werden kann, ... dann ist der Wert der Menschwerdung in seiner schlichten historischen Tatsächlichkeit ...“ für den Protestantismus problematisch, unter Berufung auf 2. Kor. 5, 16 b, das als negatives Glaubensbekenntnis der Reformation hingestellt wird. Die priesterliche Würde wird durch den Verlust der Dubeziehung entwertet, an ihre Stelle tritt das allgemeine Priestertum. „Diese tief pessimistische, beinahe trostlose Lehre ins Optimistische umgebogen und als eine Art Befreiung aus kirchlichem Zwang gedeutet zu haben, gehört zu den allerschlimmsten Verirrungen des im Sinne der Weltfreudigkeit sich selbst mißverstehenden Protestantismus“ (119).

4. Zu den gelungensten Stücken des ganzen Buches gehören die Ausführungen über ästhetische Fragen. Die Kunst ist dem Verfasser das Halbopfer, d. h. Scheinopfer der Menschheit an Gott. Wie Bornhausen in seiner „Offenbarung“ Faden freilegt, die Kunst und Glauben verbinden, so weiß auch Reisner hier mit das Tiefste zu sagen, was über die Polarität beider Wesensreiche zueinander ersonnen werden kann. Die Verwurzelung der Tragödie besonders im Urboden des religiösen Empfindens, von Andern allerdings längst erkannt, wird im Lichte dieser Weltanschauung verheißungsvoll einer Neueinstellung der Ästhetik entgegengeführt, aus einer rein sinnhaften Anschauung eine von religiöser Weihe erfüllte Opferwelt herausgearbeitet. Alle Kunst ist letzten Endes ein Opfer vor dem Thron des Allerhöchsten. (Vgl. meine Ausführungen in CW 1929 Nr. 2.) Alle echte Kunst ist ihrem Wesen nach tragisch, weil durch ein Halbopfer, d. h. durch schönen Schein die Ursprungseinheit zwischen Gott — Ich — Du niemals zu vollem Einklang gebracht werden kann. Nicht weniger anziehend ist, was Reisner über das Kunstschaffen zu sagen hat: „Künstlerisch gestalten, heißt genau besehen gar nichts weiter, als mythisch gestalten oder die Antike in die Gegenwart rufen, heißt die historische Zeit halbopfern und sich zur Wirklichkeit des griechischen Mythos bekennen“ (223). Auch hier folgt wieder eine Durchleuchtung der gesamten Kunstentwicklung nach Epochen.

5. Das letzte Kapitel, „Offenbarung“ überschrieben, sollte dem Glaubenden am meisten zu sagen haben. Allerdings behauptet der Verfasser von sich, daß er selbst zum Glauben noch nicht vorgedrungen sei. „In ihrer unaufhebbaren Außer- und Überzeitlichkeit aber reicht die Offenbarung dennoch in diese Zeit hinein, nimmt sie als Aufhebung dieser Zeit selbst zeitliche Gestalt an“ (275). Trotz dieses warmen verkündenden Satzes treten gerade in diesem Kapitel die Seiten zu Tage, deren Einseitigkeit manche Leser zur Ablehnung zwingt, eben um der Offenbarung willen. Reisners Theologie — und es ist hier unbedingt von einer solchen die Rede — hat seine Gedankenwelt ausschließlich an der reformierten Wesensseite des Protestantismus geschult, steht Barth und seinem Kreise zu nahe, als daß die versöhnenden Seiten gerade des Luthertums bei seiner Einstellung auch zur Geltung käme. Es handelt sich hierbei nicht um eine Auseinandersetzung mit einem bestimmten Gedankengut, sondern um die Tatsache, daß ein seelischer Strukturtyp übersehen wurde. Der Mangel beginnt dort, wo Christus notwendig und fast ausschließlich der Offenbarungstyp der Antike wird, die als solche immer als das Reich der „Mitte“ erscheint. Daß harte Worte gegen den Protestantismus laut werden, müssen wir mit Bestürzung oft als zu Recht bestehend zugeben, aber daß es aus dem Chaos des Unterganges, des Gerichtes kein Aufwärts geben kann, hieße die Allmacht Gottes bezweifeln. Er ist auch in der Geschichte der sündigen Menschheit als Positivum wirksam. Reisners Einstellung freilich geht letzten Endes mit allen Relativisten zusammen, und die letzten Seiten seines Buches überweht ganz deutlich eschatologische Untergangsmystik. Wir aber setzen mit unserem Nein dort an, wo der Verfasser der gleichen Sünde verfällt, die er an Andern rügt, eben der Bewußtmachung. So kreuzt sich bei aller genialen Erkenntnisstufe unsere Gottesauffassung mit seiner Bibelkenntnis. Warum werden alle Worte der Heiligen Schrift, die das Reich Gottes im Sinne des Menschheitsaufstieges verkünden, nicht beachtet, warum nur gerade die eine, pessimistische, Auslegung zu Moses? Im Grunde genommen ist das ganze Buch die, wenn auch tief durchdachte Auslegung einer einzigen Bibelstelle 1. Mos. 3, breit ausgesponnen, groß angelegt, aber schließlich doch nur Sektor aus einem umfassenden Kreise, der mehr birgt als eben bloß Sündenschuld. Wo in der Geschichtsphilosophie Gott als Faktor des Denkexempels aufgenommen wird, da muß das Ergebnis labil bleiben. In diesem Falle war Spengler konsequenter, der den Gottesbegriff nicht einsetzte in seine Kalkulationen. Was wir über Gott wissen, ist ebenso Offenbarung wie Gnade. Gerade Reisner verurteilt es, wenn die Geschichte angesprochen wird, anstatt, daß man ihrer lauscht. In seinem Buch bricht ein alttestamentarischer Standpunkt hervor, der gleichsam wieder zu den unterchristlichen Heilstatsachen zurückgreift. Vieles, was er sagt, bedeutet eine Art Traumdeutung, eine dauernde Bewußtmachung urtümlicher Allegorien, eine Art Midrasch. Die positiven Verheißungen werden vertrübt, oder fatalistisch (hier wieder reformierte Auffassung) eine massa perditionis statt des Menschengeschlechtes aufgeführt. Die erkannte kritische Schwäche der Hauptvoraussetzung aber liegt wohl darin, daß der Begriff der Verneinung ethisch belastet erscheint. Verneinen heißt durchaus nicht etwas als nicht existierend betrachten, oder verachten, sondern es läßt sich das Nein als unserm Koordinationssystem entgegengesetzt, d. h. negativ auffassen, existiert aber, weniger als Wert denn als Größe, die der Ergänzung bedarf, um positiv zu werden.

Aus der Gesamtdarstellung erhellt, daß nach Ansicht des Verfassers Jesu Opfertod eigentlich vergeblich gewesen ist. Was Luther über die Sakramentierer sagt: sie richten zuletzt „einen solchen Christum zu, nach dem ich nicht gern wollte ein Christ sein, nämlich, daß Christus hinfort nicht mehr sei noch tu mit seinem Leiden und Sterben denn ein andrer schlechter Heiliger“ (EA 30, 203) gilt hier ebenfalls.

Trotzdem muß das Buch gelesen sein, als ernster Mahnruf und denktechnisch folgerichtiger Ausbau der Barthschen Gedankenwelt. Besonders anziehend wird die Arbeit, insofern der Verfasser in Siebenbürgen beheimatet ist, wo neben dem Kampf um die Weltanschauung die nationale Eigenarbeit um ihr Bestehen ringt. Das Buch will gewertet sein als die Stimme eines Predigers in der Wüste, dem allerdings das Beiwort des Titels „christlich“ nicht zukommt, der aber gerade vom Standpunkt der Philosophie aus, die von der Theologie heute mehr befruchtet erscheint als sonst, zu Zeiten den Weg zu religiösen Gedankenketten findet.

Wien Egon Hajek

Weltgeschichte? Nein!

Propyläen-Weltgeschichte. Herausgegeben von Walter Goetz. Band 5: Das Zeitalter der religiösen Umwälzung. Reformation und Gegenreformation 1500–1660. Propyläen-Verlag, Berlin 1930. 30 M.

„Der Werdegang der Menschheit in Gesellschaft und Staat, Wissenschaft und Geistesleben.“ So heißt der Untertitel der Gesamtausgabe. Und auf der letzten Seite eines jeden Bandes steht: „Gedruckt im Ullstein-Haus.“ Die Übersicht über das ganze Werk zählt eine Reihe glanzvoller Namen auf. Und doch erfüllt dieses groß angelegte, groß aufgemachte Unternehmen nicht die Hoffnung, die man darauf gesetzt hatte, als man zuerst davon hörte.

Warum nicht? Es sind zwei Einwände, die im Allgemeinen und für den vorliegenden Band im Besonderen gemacht werden müssen.

Die Geschichte, die wir auf der Schule gelernt haben, d. h., ausgehend von Babylon und Ägypten über die Antike zum europäischen Mittelalter, dann über Reformation, Absolutismus, Revolution hin zum National- und schließlich zum Weltstaatensystem, das ist doch keine Weltgeschichte! Das europäische Konzert, seine Harmonien und Disharmonien und seine kulturellen und politischen Grundlagen in der Antike, das ist doch nicht die Welt! Es ist merkwürdig, daß wir Europäer nicht davon loskommen, unser kleines Europa für die Welt zu halten. Und wenn wir dies damit zu erklären versuchen, daß seit Jahrhunderten sich in Europa die Weltpolitik abspiele, so ist das ebenso irrig, wie die daraus erwachsende Vorstellung von europäischer Weltgeschichte selbst. Denn z. B. spielte sich im fernen Osten, in China, Japan, Indien Weltpolitik ab, als Europa noch in den politischen Windeln lag. Als man in Europa noch keine Ahnung vom Verwaltungsstaat hatte,

estand in China ein System, das dem heutigen europäischen Verwaltungssystem in nichts nachsteht, weder in seinen differenzierten Veräſtelungen, noch in seinen Auswüchsen und seiner Korruption. Als ich auf der Schule war und wir die üblichen historischen Brocken als Weltgeschichte unterbreitet bekamen, in jener beklemmenden nationalen Färbung, in jener bedauerlichen Jahreszahlenmethodik, hatte ich einen Klassenkameraden, der beinahe ein historisches Genie war. Er verstand es, in unseren vielen Gesprächen historisch die ganze Welt zu umspannen, mir zu erläutern, was in dem Augenblick auf dem ganzen Erdball geschah, als Friedrich von Preußen die Österreicher bei Leuthen schlug. Dabei habe ich gelernt, daß bei Leuthen zwar eine sehr tapfere und für Preußen und Österreich sehr entscheidende Schlacht geschlagen wurde, daß aber dennoch diese Schlacht noch lange nicht die Weltpolitik dieses Augenblicks ausmachte. Sondern daß vielmehr nur so wirkliche historische Erkenntnis entstehen kann, wenn man die tatsächlichen weltgeschichtlichen Zusammenhänge, wenn man die großen episodischen Schwankungen, die bewußten und unbewußten Einflüsse der Weltteile und Völker untereinander begreift. Aber von dieser Art Weltgeschichte ist in dem neuen Ullsteinwerk nichts zu spüren. Hier haben wir nur ein neues, allerdings sehr komfortables historisches Kompendium für den europäischen, wenn nicht gar nur deutschen Hausbedarf, ein Werk, das jeden Bücherschrank einer Familie aufs Beste zieren wird und den heranwachsenden Kindern als Anregung und Anschauungsmaterial gut dienen mag. Aber eine Weltgeschichte, wie wir sie brauchen? Nein!

Der englische Publizist H. G. Wells hat den Versuch einer großgedachten Weltgeschichte gemacht. Aber über einen matten Versuch ist auch er nicht hinausgekommen. Denn ihm fehlt wiederum die Voraussetzung historischer Kritik und die Fähigkeit, zu folgern und demgemäß politisches Denken zu lehren.

Der andere Einwand: Mir scheint das Propyläenwerk ein wenig zu sehr auf Volkstümlichkeit eingestellt. Teils wird einfach registriert, teils werden sehr billige Konsequenzen gezogen. Ursache und Wirkung sind nicht tief erforscht, sondern nur sinnfällig dargestellt. Das ist nicht gut. Damit macht man heute keine gute Volkstümlichkeit mehr. Der Kenner greift zu Fachwerken, und die große Masse der Laien will nicht nur kennen lernen, sondern auch studieren und denken lernen! Oder wenn sie nicht will, so sollte der verantwortungsvolle historische Publizist sie dazu erziehen. Ich bin der Überzeugung, daß viele der Gelehrten, die an diesem Werk mitgearbeitet haben, sich dazu gezwungen haben, volkstümlich, d. h. sinnfällig, d. h. billig zu arbeiten. Ich kann den Gelehrten nicht den Vorwurf ersparen: es wäre besser gewesen, sie hätten nicht ihre historische Kritik, ihre Methode politischer und erkenntnistheoretischer Folgerungen ausgeschaltet. Denn was so dabei herausgekommen ist, ist ein vortrefflich ausgestattetes Bilderbuch mit erklärenden Texten versehen. Ein Werk für die reifere Jugend. Aber keine Geschichtsforschung. Keine Weltgeschichte.

Der vorliegende Band: Reformation und Gegenreformation enthält Beiträge der Professoren Goetz, Joachimson, Marcks, Mommsen und Schaeder. Gut geschriebene Darstellungen jener geistigen, religiösen und sozialen Umwälzungen, ohne in die tieferen Zusammenhänge hineinleuchten zu wollen. Einige interessante politische Aspekte in dem Abschnitt von Erich Marcks über die westeuropäische Gegenreformation und die daraus resultierenden nationalen Verschiebungen. Das Schlußkapitel dieses Bandes über das osmanische Reich wirkt wie an den schon nicht sehr organisch zusammengefügten Inhalt gänzlich angekleistert. Der Versuch, aus Europa in die Welt vorzudringen, scheitert an der abendländischen Orientierung in morgenländischen Vorgängen. Es wirkt, als hätten seit Jahrhunderten die Türken ihr Gesicht nur gen Westen gewandt. Daß sie sowohl gen Osten beteten als auch im Osten eine gleich entschiedene, vor allem aber viel entscheidendere Politik getrieben haben, davon hören wir wenig.

Die Aufmachung des Werkes ist vortrefflich. Gutes Bildmaterial, hervorragende Reproduktionen, schönes Papier. Darum nannte ich Ullsteins Druckerei.

Frankfurt am Main Hans E Friedrich

Bücher und Schriften

Arbeitslosigkeit. Von Emil Fuchs. Sonderdruck aus den „Neuen Wegen". Zu beziehen bei Fräulein Naef, Zürich 2, Schanzengraben 29. 12 S.

Allmählich bricht der Ernst der Arbeitslosen-Not durch und ergreift alle Gemüter. Aber gerade noch im Kirchenvolk des Mittelstandes sind Leute, die nichts sehen wollen als Arbeits-Unlustige (die gibt es und hat es immer gegeben, sie machen sich die Situation zu nutze) und nicht müde werden auf die zu schelten. Man verbreite unter ihnen dieses Schriftchen. Auch zum Abdruck in den Sonntagsblättern usw. bietet es sich an.

Es kann einem ja himmelangst werden gegenüber dem Elend. Vor allem, wenn man die Vorschläge zur Besserung bedenkt, und die Ohnmacht, sie auszuführen. Das Beste ist, daß Etwas geschieht. Aber wäre die Not so groß geworden, wenn man sie bei Zeiten ernst genommen hätte? Von beiden Seiten? Verkürzte Arbeitszeit z. B. — haben nicht lange genug beide Teile sich dagegen gewehrt, Arbeitnehmer und Arbeitgeber? Gewehrt, mit allen Tönen der Überzeugung, als wider etwas Unmögliches? Heute geht es. Spät. Zu spät? — Ich weiß wohl, daß auch dies das Allheilmittel nicht ist. R

Oeconomia perennis. Erster Band: Eigentum und Arbeit. Von Anton Orel. Mainz, Matthias Grünewald 1930. 446 S. 10, geb. 12 M.

Während die katholische Moraltheologie und Soziallehre und erst recht der politische Katholizismus (Zentrum, Gewerkschaften) in den letzten Jahrzehnten Anleihen bei der liberal-kapitalistischen Nationalökonomie machten und sich überhaupt mit der modernen Zeit abzufinden versuchten, stellt sich in diesem Werk die katholische Wirtschaftsauffassung entschlossen auf den Boden der kirchlichen Tradition. Zurück zur mittelalterlichen Hochscholastik, zur Lehre des Thomas von Aquino, die aus „Natur und Offenbarung" abgeleitet ist! Zurück zur berühmten Enzyklika des Papstes Leo XIII.! Die alte katholische, konservative Tradition wird gegen alle Anstürme des modernen „Heidentums" und des christlichen Modernismus verteidigt und festgehalten. In diesem Sinn werden die Grundbegriffe Eigentum, Arbeit, Kapital, Zins, Wert, Unwert behandelt, wird das Privateigentum festgehalten, aber die völlige Unvereinbarkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystems mit dem Christentum (altkirchliches Zinsverbot) nachgewiesen. Mit den absoluten Ideen des Christentums werden alle Wirtschaftsfragen restlos gelöst und so eine neue Weltordnung der Gerechtigkeit gesichert. Das alles wird in umfassender und lebendiger Weise geschichtlich und prinzipiell ausgeführt, so daß dieser Band, dem weitere Bände folgen sollen, als ein epochemachendes Werk der katholischen Soziallehren bezeichnet werden kann. Evangelische Christen, die die wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen unserer Zeit miterlebten und keine religiöse und kirchliche Instanz kennen, die eine allgemeingültige Wirtschaftsauffassung verkündigt, können nur bewundern, mit welcher naiven Sicherheit hier überall unfehlbare, ewige, christliche Wahrheiten bekannt gemacht werden. Hermann Steiner

Richtlinien evangelischer Theologie zur Überwindung der gegenwärtigen Krisis. Von Professor D. Georg Wobbermin. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1929. 145 S. 7.50 M.

Wobbermin entfaltet hier seine in den drei Bänden der „Systematischen Theologie nach religionspsychologischer Methode" dargelegte Position im Blick auf die dialektische Theologie. An einigen dogmatischen Grundfragen wird veranschaulicht, wie sich von dieser Position aus ein Ausweg aus der Krise, in die die evangelische Theologie durch die Dialektiker gekommen ist, zeigt. Am deutlichsten bekundet sich diese Krise darin, daß sich die Theologie auf Grund ihres dialektischen Selbstverständnisses in ihrer Wissenschaftlichkeit selbst in Frage stellt. Als dialektische distanziert sie sich gegenüber aller anderen Wissenschaft. Aus Furcht, sonst ihren Eigencharakter zu verlieren, stellt sie sich selbst auf den „Isolierschemel" und wehrt sich gegen ihre Einordnung in die universitas litterarum. Wobbermin geht eine gute Strecke diesen Weg mit. Er wehrte sich schon lange, bevor die bisher latente Krise in der dialektischen Theologie offenbar wurde — nicht allein, aber in vorderster Linie und mit dem Bemühen um eine methodische Bewältigung der Schwierigkeit — gegen eine unberechtigte Verwissenschaftlichung der Theologie: die theologischen Sätze lassen sich nicht auf rein rationalem Wege gewinnen. Auch wird die eigentlich theologische Substanz weder durch eine psychologische Analyse des christlich-religiösen Erlebnisses noch durch ein historisches Verständnis der Heilsgeschichte erfaßt. Das war der Irrtum des theologischen Psychologismus und Historismus, der in der vordialektischen Periode der Theologie weithin ausschlaggebend war. Im Kampf gegen sie ist Wobbermin mit der dialektischen Theologie einig. Die Wege scheiden sich erst, wenn die dialektische Theologie, wenigstens in einer ihrer Richtungen, Gott unmittelbar zum Gegenstand der Theologie machen will, d. h. Theologie als „Wissenschaft von Gott" betreiben will. Dadurch wird sie jedoch nur in einen blinden, „uneinsichtigen" Gehorsam gegen das „Wort" hineingetrieben. Die Theologie gibt sich aber als Wissenschaft preis, wenn sie mit Verzicht auf jede schöpferische Eigeninitiative nur protokollieren will, was ihr autoritativ dargeboten wird. Wobbermin macht dem gegenüber die reformatorische Erkenntnis geltend, daß Gott nur in einsichtigem Glauben faßbar ist. Der Objektivismus Barths kann sich ja auch nur deshalb theologisch behaupten, weil er sich in glücklicher Inkonsequenz mit dem Gedanken von der Existentialität des religiös-theologischen Erkennens verbunden hat. Das ist aber gerade der Tatbestand, dem Wobbermin von jeher in seiner „religionspsychologischen Methode" Rechnung getragen hatte. Es liegt ihr die Einsicht zu Grunde, daß die religiöse Aussage nicht „Lehre" ist, die rein sachlich, unpersönlich gilt, sondern „Verkündigung", von der der Verkündiger, d. h. letztlich Gott, nicht wegzudenken ist. Theologie hat die Aufgabe, das, was in dieser „Lehre" an „Verkündigung" steckt, laut werden zu lassen, in der Terminologie Wobbermins: hinter der bloßen „religiösen Vorstellung" die „religiöse Überzeugung" sichtig werden zu lassen. Der Ausgangspunkt seines Theologisierens ist daher nicht Gott, das wäre Verzicht der Theologie auf ihre Wissenschaftlichkeit, aber auch nicht

das religiöse Erlebnis, das wäre Verzicht der Theologie auf ihren theologischen Charakter, sondern der Mensch in seinem Gestelltsein vor Gott oder Gott in seiner Aktualität auf den Menschen hin. Wobbermins Methode ist daher die stetige Wechselbeziehung zwischen Glaubensgegenstand und Glaubensakt. An vier Grundfragen der Theologie (Kirche, Offenbarung, Glaube, Heilige Schrift) wird das verdeutlicht.

Ohne Zweifel haben diese „Richtlinien" der Gegenwartstheologie einen wertvollen Dienst erwiesen. Und dieser Dienst ist um nichts geringer, wenn darauf hingewiesen werden kann, daß sich ein Großteil der Gegenwartstheologie auf das Ziel, das Wobbermin in ihnen mit wissenschaftlicher Umsicht und methodischer Klarheit der Theologie weist, hinbewegt. So wird er in den „Richtlinien" ein Rufer im Streit gegen eine Radikalisierung der Theologie, die sie in ihrer eigenen Existenz bedroht.

Robert Winkler

Die große Glut. Textgeschichte der Mystik im Mittelalter. Von Otto Karrer. München, Ars sacra, o. J. 532 S. 6.80 M.

Von einer an sich dankenswerten Sammlung, einer Geschichte der katholischen Mystik in ausgewählten Textstücken (mit Einleitungen), ist der vorliegende zweite Band dem Mittelalter gewidmet. In ihm spielt naturgemäß die deutsche Mystik die Hauptrolle (S. 147—431). Nur dieser, damit allerdings dem Hauptteil des Buches, werde ich hier meine Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Anordnung der ausgehobenen Textstücke ist in der Oberteilung sachlich, erst in der Unterteilung zeitlich. Mag sein, daß sich die sachliche Oberteilung nicht vermeiden ließ. Freilich hat sie den Nachteil, daß nun Seuse wie auch Angelus Silesius in bräutliche und in philosophische Mystik auseinandergerissen werden, während sich Mechthild von Magdeburg glücklicherweise gegen jede Zerreißung in die drei Elemente ihrer Mystik (S. 187) siegreich zu behaupten weiß. Gern sei anerkannt, daß die Auswahl der Textstücke im großen Ganzen glücklich und kennzeichnend ist. Vielleicht kann man zweifeln, ob die umstrittene Vita Seuses so stark herangezogen werden mußte (sie hat allerdings gerade dieser Tage in R. Senn einen Verteidiger ihrer Echtheit gefunden) und ob nicht auch bei Eckehart mit nur sicher echten Stücken auszukommen war.

Nun zu den Übersetzungen selbst, die zum großen Teil aus Karrers eigener Feder stammen. Sie lesen sich meist recht gut, gar nicht „übersetzt", und zeigen Karrer im vollen Besitz eines gewandten und lebendigen Stils. Hat er sich vielleicht durch diese Gabe zu einer befremdlichen Sorglosigkeit gegenüber den mittelhochdeutschen Texten verleiten lassen (an den lateinischen habe ich Ähnliches nicht beobachtet)? Ich werde hier in einer theologischen Zeitschrift nur wenige Belege dafür bringen, bin aber jederzeit erbotig, sie in einer philologischen reichlicher vorzulegen.

Aus mittelhochdeutsch allez daz liden, daz man kan gewörten = „in Worten ausdrücken" wird bei Karrer (nicht bei Denifle, dem er doch sonst an dieser Stelle folgt) all das Leiden, des man kann gewärtig sein (S. 264). Aus mittelhochdeutsch wie in der menscheit jung und alt werdent von wunnebernder „wonnebringender" vröd fröhlich gebarent macht Karrer wie in der Menschheit jung und alt in Wonnegärten (!) der Freude sich fröhlich tummelt (S. 254). Besonders schmerzlich ist, daß Karrer das wichtige Mechthildkapitel IV, 2 (bei ihm S. 191 ff.) offenbar nicht an der Lux divinitatis kontrolliert hat, wie es doch nötig war. Denn andernfalls hätte er wohl kaum am Schlusse seines (Karrers) zweiten Absatzes die Verwirrung der deutschen Handschrift bestehen lassen, die schon Oehls Übersetzung mit Hilfe des Lateiners entwirrt hatte. Und Anderes mehr.

Natürlich ist das Gesamtbild trotz solcher Nachlässigkeiten noch ziemlich richtig und darum auch eindrucksvoll. Aber für die Einzelstriche dieses Bildes kann man Karrer nicht ohne Weiteres Glauben schenken. Das zu sagen, ist denn doch eine Pflicht, wenn auch eine leidige.

Meister Eckehart spricht. Gesammelte Texte mit Einleitung. Von Otto Karrer. München, Ars sacra, o. J. 159 S. 3.60 M.

Etwa gleichzeitig mit seinem wissenschaftlichen Buch „Meister Eckehart" ließ Karrer vorliegendes „Erbauungsbüchlein" (S. 7) ausgehen, das mit jenem engstens zusammenhängt. Wie jenes läßt es auf eine biographisch-geistesgeschichtliche Einleitung eine Sammlung ausgewählter (übersetzter) Eckehartstellen folgen, die unter bestimmten systematischen Gesichtspunkten zusammengegriffen sind. Nur ist die Einleitung einfacher gehalten, ist die Zahl der Textstellen geringer und fehlt endlich jeder gelehrte Apparat sowie der wichtige „Anhang" jenes Buches.

Die Einleitung ist mit der an Karrer schon gerühmten Lebendigkeit geschrieben. Sie vermag daher wohl, zu der nicht ganz einfachen Textlektüre Lust zu machen. Mißlich aber ist an ihr, daß Karrer seine so wichtige These von Eckehart, dem einwandfreien Thomisten, hier einem Laienpublikum schon darbot, ehe sie noch die Kritik bestanden hatte. (Inzwischen ist sie verschiedentlich abgelehnt worden, so z. B. von Grabmann.)

Die Textsammlung wird den Zweck eines Erbauungsbüchleins wahrscheinlich erfüllen. Und sicher ist es verdienstlich, daß auch Karrer etwas von der Kraft jener Persönlichkeit unmittelbar ins heutige Leben hineinzuleiten sucht. Aber ließ sich die Auswahl nicht noch Eckehartischer gestalten? Ich möchte das bejahen. Stichproben zeigen, daß Karrer mehrfach auch solche deutschen Predigten heranzieht, deren Eckehartischer Ursprung noch bezweifelt ist (naturgemäß, ohne daß hier an unterscheidenden Randzeichen erkennbar wäre wie in seinem größeren Werk). Es ist mit anderen Worten nicht sicher, daß hier wirklich in allen Stücken Meister Eckehart spricht. Warum das? Das Einbeziehen solchen bezweifelten Gutes ließ sich meines Erachtens auch ohne Verarmung leicht vermeiden. Ja, die etwas größere Geschlossenheit hätte vielleicht sogar den Erbauungszweck noch mehr gefördert.

Luise Berthold

Wortsinn und Wortschöpfung bei Meister Eckehart. Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft 31. Von Rudolf Fahrner. Marburg, Elwert 1928 152 S. 7.50 M.

Über Meister Eckeharts Wortschatz war bisher zwar mancherlei behauptet, aber noch nicht viel erwiesen worden. Hier sucht Fahrners Arbeit abzuhelfen.

Um das zu können, mußte Fahrner allerdings erst eine mühsame Vorarbeit erledigen, nämlich sich echtes Eckehartgut als Beobachtungsstoff sichern. Fahrner versucht das auf einem neuen Wege, dem der Methodenverbindung. Das heißt, er wendet auf dasjenige Eckehartgut, dessen Überlieferung überhaupt einigermaßen überblickbar ist (S. 2), alle die verschiedenen Methoden an, mit denen man bisher die Echtheit zu prüfen unternahm. Führen für ein und dasselbe Stück alle oder doch mehrere dieser Methoden zu positivem Ergebnis, so darf man das Stück als sicher ansprechen.

An dem so gewonnenen Stoff betrachtet nun Fahrner die mystische deutsche Terminologie Eckeharts, genauer gesagt die vor ihm nicht bezeugten mystischen Ausdrücke, nach der Art und dem Rang, die sie „im deutschen Sprachraume" einnehmen (S. 62). Und zwar stellt er zunächst in einer mühseligen Statistik die Ausdrücke zusammen. Sodann wirft er die sehr berechtigte Frage auf, ob diese zunächst nur rein äußerlich vor Eckehart nicht bezeugten Ausdrücke auch innerlich als seine Schöpfungen glaubhaft seien. Um hierauf antworten zu können, geht Fahrner in eindringender Interpretation, die stets den Textzusammenhang wahrnimmt, alle die Ausdrücke durch. Diese Interpretation, die recht eigentlich der Kern der Arbeit ist, liefert ein Doppelergebnis: 1. Fast alle diese Ausdrücke werden von einem geistigen Gesamtgrund getragen, 2. Die Zusammenhänge, in denen sie vorkommen, zeigen ganz allgemein eine so gesteigerte Art der Rede, daß aus ihr heraus Wortschöpfung wohl verständlich ist (S. 139). Mithin, so schließt Fahrner, seien diese Ausdrücke auch innerlich glaubhaft als Schöpfungen des einen Eckehart. (Wenigstens gilt das von ihrer Gesamtheit, während Fahrner um das einzelne Wort nicht rechten will.) Und daher stehe nichts im Weg, aus diesen Ausdrücken mit Vorbehalt einige allgemeinere Merkmale von Eckeharts Sprache abzuleiten, was S. 140 ff. geschieht.

Sicherlich gibt dieser zweite Teil von einem charakteristischen Ausschnitt des Eckehartschen Deutsch erstmalig ein sehr eindrucksvolles Bild. Das mag ausdrücklich hervorgehoben werden. Eine andere Frage ist die nach dem Verhältnis dieses Deutsch zu etwaigen Vorstufen. Hier sollte Verfasser meines Erachtens Dietrich von Freiberg noch etwas stärker einrechnen. Wohl sind uns dessen deutsche mystische Predigten nicht erhalten; aber aus wichtigen Zeugnissen müssen wir schließen, daß es sie gab, und wir müssen vermuten, daß sie denen Eckeharts ähnelten. Bei der starken Traditionsgebundenheit der mystischen Terminologie aber ist damit dann eine Beeinflussungsmöglichkeit bis -wahrscheinlichkeit gegeben. Ihr widerspricht auch das schon genannte Doppelergebnis Fahrners nicht. Denn einmal brauchte auch überkommenes Sprachgut aus der einheitlichen Grundhaltung Eckeharts nicht herauszufallen, wenn es, wie das für Dietrich zu vermuten steht, aus einer verwandten Grundhaltung heraus geboren war. Und dann konnte auch überkommenes Sprachgut sich in die erregte Rede Eckeharts einfügen, wenn es im Augenblicke gleichsam nachgeschaffen wurde, was Fahrner selbst einmal ins Auge faßt (S. 130).

Aber sollte Fahrner die Grenzen seiner Ergebnisse vielleicht auch etwas zu kühn abgesteckt haben, ihr Kerngebiet wird er behaupten können. Und auch dies würde schon ein sehr willkommener Bodengewinn für die Eckehartforschung sein. Daß Verfasser auf diesem Gebiet weiter zu arbeiten gedenkt, wird man danach nur begrüßen können.

Luise Berthold

Psychische Erziehung im frühen Kindesalter. Von John B. Watson. Leipzig, Felix Meiner 1930. 170 S. 3, geb. 4.50 M.

Der deutsche Psychologe, der das Vorwort zur Übersetzung der Arbeit Watsons geschrieben hat (Professor Dr. O. Kroh, Tübingen) „kann sich mit wesentlichen Teilen des Buches nicht identifizieren". Auch der Laie wird vielen Theorien des Behaviouristen skeptisch gegenüberstehen. Immerhin, sie regen an; und das Buch ist für die Praxis bestimmt: Watson widmet es „der Mutter, die als Erste ein glückliches Kind erzieht". — Es mag ganz amüsant für manche Mutter sein, die Beobachtungen, die sie an ihrem Kinde gemacht hat, vom Stabe eines psychologischen Laboratoriums mit großem Aufwand von Wissenschaftlichkeit sanktioniert zu sehen. Was an pädagogischen Forderungen daraus abgeleitet wird, ist nichts wesentlich Neues — für deutsche Verhältnisse jedenfalls. Doch soll gern zugegeben werden, daß die

Mahnungen Watsons, die psychologische Pflege des Kindes vom Tage der Geburt an absolut ernst zu nehmen, ihm größte Ruhe und selbständigen Gedeihen zu geben, die elterlichen Zärtlichkeitstriebe zu mäßigen, nicht oft genug ausgesprochen werden können. — Was das pädagogische Ideal Watsons anbelangt, so glaube ich, daß auch eine moderne Frau gern die Verantwortung auf sich nehmen wird, ihr Kind ein bißchen weniger glücklich, ein bißchen mehr charakterbeschwert zu wünschen. Es möchte sonst an die bekannten amerikanischen Äpfel erinnern, die auch recht „glücklich" aussehen und doch sehr fad schmecken.

Marianne Jadziewski-Jask

Religionsunterricht vom Kind aus oder vom Stoff aus? Von Dr. Eugen Neumueller. Ev. Vereinsbuchhandlung Kaiserslautern 1930. 70 S. 2 M.

Wie die Fragestellung des Themas zeigt, will sich der Verfasser mit zwei grundlegenden, durch Tendenzen der modernen Pädagogik über besonders aktuell gewordenen Unterrichtsprinzipien auseinandersetzen. Daß er nicht der Erste ist, den es dazu drängt — er weiß das selbst sehr wohl —, ja daß auch die Resultate seiner Untersuchung nichts wesentlich Neues bringen mögen, schadet nichts. Der Wert der Arbeit liegt darin, daß sie auf verhältnismäßig engem Raume ein reiches Material an moderner pädagogischer und kindespsychologischer Literatur heranzieht und in klarer, gründlicher Formulierung auswertet. Neumueller behandelt mit besonderer Sympathie die Vertreter der Arbeitsschulbewegung von Pestalozzi über Scharrelmann, Gaudig, Kerschensteiner bis zu den Entschiedenen Schulreformern. In psychologischer Hinsicht berücksichtigt er die Ergebnisse sowohl der experimentellen als auch der verstehenden Methoden und Selbstzeugnisse Jugendlicher aus Schriften der Jugendbewegung. Er warnt in kluger Begründung vor Übertreibungen des Stoffprinzips ebenso wie vor dem zügellosen Subjektivismus. Man bedauert ein wenig, daß der Verfasser es bei der grundsätzlichen Untersuchung bewenden läßt und nicht auch auf den Fragenkreis der Methodik eingeht.

Marianne Jadziewski-Jask

Der Heiland den Kindern. Ausführliche Kindergottesdienst-Vorbereitungen. Von Philipp Vogel. Leipzig, M. Heinsius Nachf. 1929. 125 S. 4 M.

Der Kindergottesdienst ist in unserer Zeit zum Problem geworden, gerade dort, wo neben der Katechese des Geistlichen die Gruppenkatechese durch freiwillige Helfer eingeführt ist. Es wird auch da immer über das Fehlen geeigneter Kräfte geklagt. Nun ist aber in vorstehendem Buche ein richtiges Vademecum dem Helferkreis in die Hand gegeben, zur eigenen Vertiefung und Vorbereitung für den Dienst an den Kindern und zugleich auch eine Hilfe für den Pfarrer und Leiter der Kindergottesdienste. Die ganze Darstellung ist lebendig und kindertümlich.

Gerhard Kurras

Kraftquellen. Für den Jugendunterricht. Von Lic. C. Stuckert. Basel, Friedrich Reinhardt 1930. 4.80, geb. 6.40 M.

„Kraftquellen für den Jugendunterricht" an der Hand ausgewählter Bibeltexte des Alten und Neuen Testamentes zeigen in fesselnden Themen, unter besonderer Berücksichtigung des modernen Geisteslebens, Dinge der Jugend auf, die für sie heute lebenswichtig und innerlich fördernd sind. Besonders wertvoll erscheint der soziale Zug, der das Buch hin und her füllt. Nicht unwichtig sind zuletzt die Abhandlungen über Taufe und Abendmahl, in einer Form, die die Jugend von heute fesseln muß.

Gerhard Kurras

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Der kontinentale Protestantismus im Spiegel der britischen und amerikanischen religiösen Presse

1

Eine der wertvollsten Früchte der ökumenischen Bewegung ist die bessere gegenseitige Kenntnis der Kirchen. Das alte Landes- und Staatskirchentum wußte wenig von dem, was jenseits der Grenze lag. Heute schauen die Kirchen über die Zäune und suchen ein ökumenisches Bewußtsein und ein Solidaritätsgefühl auch dadurch zu pflanzen, daß sie das Kirchenvolk teilnehmen lassen an dem Leben anderer Kirchen, an ihrer Problematik und ihrer Arbeit. Die religiöse Presse wird durch die Förderung eines solchen Austausches zu einem der wichtigsten Mitarbeiter an der ökumenischen Bewegung. Ebenso beginnt sich an den theologischen Fakultäten mehr und mehr das Fach der Kirchenkunde einzubürgern, das nicht nur Kunde der eigenen Kirche, sondern Kenntnis fremder kirchlicher Eigenart bedeutet.

Ein solches gegenseitiges Kennenlernen ist wesentlich erleichtert worden, seitdem sich in den einzelnen Ländern ein evangelischer Pressedienst gebildet hat, der mit der Spitzenorganisation der Internationalen Pressekommission von Stockholm zusammenarbeitet. Nicht nur Deutschland und die Schweiz haben einen trefflich organisierten evangelischen Pressedienst, sondern in jüngster Zeit ist dazu ein französischer, ein ungarischer, ein polnischer, ein tschechischer und kürzlich ein holländischer evangelischer Pressedienst hinzugekommen. Diese Pressebureaus sorgen nicht nur für die Speisung der religiösen Presse durch kirchliche Nachrichten, sondern sie fördern auch die ökumenische Bewegung durch ihre internationalen Verbindungen. Der deutsche evangelische Pressedienst z. B. ist so gut organisiert, daß er fortlaufend ein wohlorientiertes Bild gibt von allen kirchlich wichtigen Vorgängen in der ganzen weiten Welt und daher auch weite Beachtung findet. Die ökumenischen Briefe Hinderers sind von der englischen Presse stark aufgenommen worden. Kein größeres Kirchenblatt kann heute bestehen ohne eine Rubrik für die Schwesterkirchen. Die „Christliche Welt", die „Eiche", die „Protestantische Rundschau", die „Reformierte Kirchenzeitung", die „Semaine religieuse", „Evangile et Liberté", „Le Christianisme au XXme Siècle", „Foi et Vie", „Werldbond der Kerken" widmen den andern Kirchen eine steigende Aufmerksamkeit, und sogar in Blättern wie Zöcklers „Gemeindeblatt" und dem „Evangelischen Kirchenblatt", den Organen der deutsch-evangelischen Kirche Polens, oder in dem Organ der Waldenser-Kirche, „La Luce", findet man oft eine überraschende Kenntnis und Beachtung der Lebensvorgänge in andern Kirchen.

Dabei wird auch die katholische und orthodoxe Welt nicht übergangen. Innerhalb weniger Jahre hat sich der kontinentale Protestantismus selbst erfaßt und in dieser Selbsterfassung wie in seiner Abgrenzung ein ziemlich abgerundetes Bild von seiner Eigenart und seinen Aufgaben gewonnen. Sein Interesse beschränkt sich aber nicht allein auf den Kontinent. Was in England und Schottland vorgeht, interessiert uns aufs lebhafteste. Was der amerikanische Protestantismus tut, was in den Missionskirchen geschieht, liegt durchaus in unserem Blickfeld. Man könnte dazu höchstens bemerken, daß die Berichterstattung über das kirchliche Leben in Großbritannien und Amerika gelegentlich allzu sehr von zufälligen, persönlichen Beziehungen abhängt. Auch fällt die Berichterstattung, namentlich über Amerika, noch zu sehr und unbekümmert herein auf das einmalige, auffällige, sensationelle Ereignis. Das wird gemeldet, während die verborgenere, stille, unauffällige Arbeit der Kirche zu wenig beachtet wird. Diesem Sensationsbedürfnis darf die europäische Berichterstattung noch stärker entgegentreten, wenn sie dem kontinentalen Publikum ein wirkliches Bild des westlichen Protestantismus verschaffen will.

2

Wie steht es nun mit der Kenntnis des kontinentalen Protestantismus auf britischer und amerikanischer Seite? Was für ein Bild des europäischen Protestantismus gibt die religiöse Presse dieser Länder und Kirchen? Zunächst ist zu sagen, daß der kontinentale Protestantismus, von Weitem gesehen und mit ungenügender Schärfe und Sprachkenntnissen betrachtet, weit mehr wie eine Einheit erscheint, als es tatsächlich der Fall ist. Im Bilde, das sich der Durchschnittsengländer und auch seine Presse vom kontinentalen Protestantismus entwirft, fehlen durchaus die Nüancen. Die Differenzierung des kontinentalen Protestantismus in lutherische und reformierte Kirchen, in altes Landes- und Volkskirchentum und neues Missionskirchentum ist meist nur einzelnen besonders gut Orientierten bekannt und bewußt. Die Probleme unserer Diaspora und unserer Minoritäten, unser eigentliches Verhältnis zum Staat und zum Katholizismus sind vielfach unbekannt und unverstanden. Man kann es sogar in Schottland erleben, daß Professoren der Theologie die Schweiz für ein lutherisches Land halten, und wenn man einem Anglikaner auf seine Frage nach der kirchlichen Zugehörigkeit antwortet, daß man Reformed sei, so erwidert er leicht: Reformed of what? und weiß nicht, daß diese Bezeichnung dem britischen Presbyterianismus entspricht.

Der Amerikaner kann es meist nicht verstehen, daß die alten Landes- und Volkskirchen ein geschlossenes Ganzes sind und lange Zeit weithin mit dem protestantischen Volksteil identisch waren. Er hatte daher kein Bedenken, seinen amerikanischen Denominationalismus in unser Volkskirchentum hineinzutragen und dies als eine Förderung und Aufstachelung unsers religiösen Lebens anzusehen. Er weiß gewöhnlich auch nicht, daß unsere reformierten Kirchen nicht aus Menschenfurcht und Unterwürfigkeit mit den Landesherren oder dem Staate verbunden blieben, sondern daß die Idee des christlichen oder des evangelischen Volkes diese kirchenpolitische Verbindung unterbaut hatte.

Aufs Ganze gesehen darf man sagen, daß der britische und amerikanische Protestantismus, soweit er sich in der Presse spiegelt, das Leben des kontinentalen Protestantismus nur in sehr großen Umrissen kennt. Sogar große englische und amerikanische Blätter berichten wenig oder nichts über die kontinentalen Kirchen. Wenn die „Church Times" oder der „Guardian" je davon sprechen, so geschieht dies bei Gelegenheit einer Reise eines zufälligen Korrespondenten nach Oberammergau oder einem Ferienort, wobei das anglokatholische Blatt es selten unterläßt, dem Protestantismus eins zu versetzen. Die Interesselosigkeit und Unkenntnis ist hier selbstverständlich in dem konfessionellen Gegensatz begründet. Auch freikirchliche Blätter widmen dem kontinentalen Protestantismus erst seit kurzem eine gewisse Aufmerksamkeit. Seit einiger Zeit versucht zwar vor allem die „British Weekly" ein Fenster nach dem Kontinent hin aufzutun. Sie zitiert fast jede Woche, wenn auch auf beschränktem Raum, irgendeine Notiz, die der „Christlichen Welt" oder der „Semaine Religieuse" oder „Evangile et Liberté" oder der „Eiche" entnommen

ist, und sucht so ihre Leser mit den Problemen des kontinentalen Protestantismus in Fühlung zu halten. Dies ist vor allem das Verdienst der außergewöhnlich belesenen und sorgfältig abwägenden Redaktorin Miß Stoddart. Die „Christian World", die von ihrer kongregationalistischen Basis aus allerdings keine konfessionellen Interessen auf dem Kontinent zu pflegen hat, zitiert selten und nur gelegentlich, vor allem durch Artikel von Harry Jeffs, einem Mitglied des Komitees der Europäischen Zentralstelle. Mehr dagegen das Organ der schottischen Kirche „Life and Work" und auch der „Scots Observer". Die schottische Kirche besitzt eine besondere kontinentale Kommission mit Professor Curtis als Vorsitzendem. In England pflegt die Evangelical Continental Society sowie die Evangelical Alliance in ihren Mitteilungen das Interesse am Kontinent.

Schottland ist im allgemeinen wegen der engeren konfessionellen Verwandtschaft mit dem reformierten Protestantismus viel besser mit den Verhältnissen auf dem Kontinent vertraut als das reformierte England. Schottische Theologen besuchen regelmäßig kontinentale Kirchen und Versammlungen, und in Edinburgh z. B. fühlt man sich wie auf einer hohen Warte, von der aus man gleichzeitig nach Westen wie nach Osten schaut. Dieses schottische Interesse am religiösen Leben anderer Kirchen ist durchaus nicht nur auf dieselbe Konfessionsfamilie beschränkt, sondern sieht auf das Ganze. Es würde von Interesse sein, die ökumenische Gesinnung der einzelnen Typen des Protestantismus etwas näher zu studieren oder vielmehr den gemein-protestantischen Sinn und das Solidaritätsgefühl, die sich in verschiedenen protestantischen Kirchen kundgeben. Der reformierte und presbyterianische Protestantismus denkt hier viel weiter und umfassender als etwa der lutherische, der baptistische und der kongregationalistische, der sein Interesse gern auf die nächsten Glaubensgenossen beschränkt, namentlich in Amerika.

Man darf natürlich von rein konfessionell orientierten Kirchenblättern in dieser Hinsicht nicht zuviel erwarten. Dafür beginnen die Organe internationaler Vereinigungen auch in England dem kontinentalen Protestantismus größere Aufmerksamkeit zu widmen. Das tut seit langem mit Erfolg das „Quarterly Register" des Reformierten Weltbundes, herausgegeben von Rev. Hamilton. Ebenso widmet neuerdings „Good-Will", das Organ der englischen World Alliance, den kontinentalen Fragen viel Interesse. Auch die „Review of the Churches" von Sir Henry Lunn beachtete kontinentale Probleme in besonderen Artikeln. Es ist sehr zu hoffen, daß diese wahrhaft groß angelegte und vornehme Zeitschrift erhalten bleibe, obschon Sir Henry Lunn sich von ihrer Leitung zurückzieht. Es gibt außer der Zeitschrift „Stockholm", der „Eiche" und dem „Christian Union Quarterly" von Baltimore wohl keine kirchliche Zeitschrift, die dem ökumenischen Gedanken mit solcher Weite und Vornehmheit dient, wie dies die „Review of the Churches" getan hat.

Das amerikanische Interesse am kontinentalen Protestantismus, soweit es sich in der Presse spiegelt, hat zwei Pole. Der eine liegt in der konfessionellen Verwandtschaft amerikanischer Kirchen mit ihren europäischen Schwesterkirchen, der andere im Federal Council of the Churches und den amerikanischen Gruppen internationaler Organisationen. Denominationelle Blätter berichten über religiöses Leben in dem europäischen Heimatland. Man kann z. B. in dem methodistischen „Christlichen Apologeten", der von dem trefflichen Editor Bucher redigiert wird, oft Nachrichten über Europa erfahren, die hier nicht so leicht zugänglich sind. Der „Reformed Church Messenger" sucht seine Leser über die reformierte Welt Europas oder wenigstens Deutschlands auf dem Laufenden zu erhalten. In baptistischen Blättern erfuhr man oft bedeutsame Nachrichten über religiöse Vorgänge in Rußland und in den Ostländern.

Der „Evangelical Herald" der Evangelischen Synode orientiert gut namentlich über die unierten Kirchen Deutschlands. Aber schon in den presbyterianischen Blättern schwieg dieses konfessionelle Verwandtschaftsinteresse bis vor kurzem ganz *). Daß „The Congregationalist" und etwa die hochanglikanische „Living Church" dem kontinentalen Protestantismus keine Aufmerksamkeit widmen, ist erklärlich, da für sie in Europa keine oder nur wenige Anknüpfungspunkte bei unseren Kirchen bestehen.

Dagegen hat das Federal Council den europäischen Fragen seit etwa zehn Jahren eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Im Bulletin des Federal Council fanden sich immer mehr Nachrichten, die namentlich mit der Notlage des kontinentalen Protestantismus und mit der Zusammenschlußbewegung zusammenhingen. In New York ist man in mancher Hinsicht über den Kontinent besser unterrichtet als in London. Im Federal Council ist ein gemeinsames protestantisches Interesse am Werke, das sich auch auf Europa erstreckt. Man darf das dem scheidenden Generalsekretär Macfarland hoch anrechnen und die Hoffnung aussprechen, daß dieses Interesse auch unter der neuen Leitung gepflegt wird. Das protestantische Amerika ist sonst mit Europa verbunden durch konfessionelle Interessen, durch die Arbeit des Missions- und Jugendwerkes, durch die Friedensbemühungen der World Alliance. Auf gesamtkirchlichem Gebiet entspricht die Bundesidee des Federal Council wohl am besten der Form des Zusammenschlusses, wie sie unter den europäischen Kirchen möglich ist. Die Organisation des Federal Council hat geradezu anregend gewirkt auf die Bildung europäischer Kirchenbünde, wie etwa des schweizerischen und tschechoslowakischen. Ein Ausdruck dieses Interesses an der europäischen Lage ist auch die soeben erfolgte Stellungnahme des Federal Council gegen die These der Alleinschuld Deutschlands am Kriege.

Das Gesamtinteresse der kirchlichen Welt Amerikas am europäischen Kontinent wird dadurch etwas gehemmt, daß das kirchliche Leben vor allem in rein konfessionellen Kirchenblättern zur Darstellung kommt. Es besteht neben dem Bulletin des Federal Council nur ein Blatt, das umfassendere, gemeinprotestantische Interessen vertritt, das „Christian Century". Nach einem kurzen Versuch, den diese gutgeleitete Zeitschrift machte, über den kontinentalen Protestantismus zu berichten, gab sie diese Berichterstattung wieder auf und druckt nun nicht einmal Artikel ab, die ihr zugestellt werden, wenn sie nicht eine speziell amerikanische Aufmachung aufweisen *).

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß die Kenntnis des kontinentalen Protestantismus als eines Ganzen vielfach noch sehr zu wünschen übrig läßt und gehemmt wird einerseits durch eine gewisse Interesselosigkeit, anderseits durch denominationelle Sonderinteressen. Das englische Sprachgebiet bildet eben auch religiös ein Ganzes, innerhalb dessen das Interesse für die einzelnen Teile leichter zu vermitteln ist, als für den verlorenen und abgelegenen Kontinent, den zu verstehen viele Sprachen nötig sind. Die protestantischen Kreise Amerikas, die sich aus Verantwortlichkeits- und Brudergefühl für den europäischen Protestantismus interessieren, sind vielmehr auf dem Wege direkter Nachrichtenvermittlung und durch besondere Flugblätter und Bücher über unsere Lage aufgeklärt worden **).

3

Welches ist nun das Bild des kontinentalen Protestantismus, das im Spiegel der Presse erscheint? Das läßt sich natürlich nur in sehr großen und allgemeinen Linien zeichnen und gilt auch nur für den Durchschnittseindruck.

In der geschichtlichen Erfassung, namentlich soweit es Amerika betrifft, gilt der Kontinent, vor allem Deutschland und die Schweiz, zwar wohl als die Wiege der Reformation. Aber eine ganze Anzahl amerikanischer Kirchen leiten ihren Ursprung vielmehr aus den englischen und schottischen Mutterkirchen ab als aus der kontinentalen Reformbewegung. Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten, Quäker, Anglikaner denken selbstverständlich nicht an Genf oder an die Wartburg, wenn sie sich ihres Ursprungs erinnern, sondern an die englische Reformation. Das schafft schon eine gewisse historische Distanz. Luther, Zwingli und Calvin sind für dieses Bewußtsein nicht im gleichen Sinne und mit gleicher Stärke die Väter seines Kirchentums, wie dies für den Kontinent der Fall ist. England z. B. fängt erst an, das Luthertum wieder zu entdecken, das Amerika stärker zum Bewußtsein kommt durch die dortigen Lutheraner.

Damit hängt zusammen, daß man namentlich in Amerika unser historisches Staats- und Volkskirchentum nur von außen versteht. Für das religiöse Bewußtsein Amerikas waren die kontinentalen Kirchen viel zu enge mit dem Staate verbunden. Daß sich die Kirchen heute von Staat und Fürst gelöst haben, ist für Amerikaner und britische Freikirchler ein Zeichen neuen, hoffnungsvollen Lebens des kontinentalen Protestantismus. Jedenfalls erscheint ihnen das Verhältnis des Volkskirchentums zum eingeführten Freikirchentum als ein ganz wesentliches Problem. Das auf dem Kontinent missionierende Freikirchentum sieht seine Aufgabe vielfach darin, das eingeschlafene Staatskirchentum anzuregen und namentlich zu starker Evangelisation und intensiver sozialer Arbeit anzutreiben. Im Bilde, das sich amerikanische Kirchen vom kontinentalen Protestantismus machen, fehlen vor allem diese beiden Zweige als eigentliche Gebiete kirchlicher Tätigkeit. Es wird weithin erst jetzt bekannt, daß die Innere Mission der Kirche diese Aufgabe abgenommen hat. Evangelisation und soziale Arbeit gehören für den Amerikaner aber zur Arbeit der Kirche selbst. Es ist daher begreiflich, daß namentlich der Osten Europas bisher von amerikanischen Kirchen mehr oder weniger als brachES Missionsfeld angesehen wurde. Es sah z. B. eine Zeitlang so aus, als ob der Baptismus zum Protestantismus Rußlands werden sollte.

Der kontinentale Protestantismus ist im kirchlichen Bewußtsein des Westens vor allem ausgezeichnet durch seine Theologie. Dabei wird aber die kontinentale Theologie, namentlich die Deutschlands, leicht als rationalistisch entstellt und als vom Liberalismus angefressen bezeichnet. Man konnte z. B. auch am lutherischen Weltkonvent die Sorge der amerikanischen Lutheraner um

*) Erst vor wenigen Wochen ersuchte mich der „Presbyterian" um Beschaffung von Artikeln aus verschiedenen kontinentalen Ländern. Sie wurden seither durch maßgebende Kenner wie Julius Richter, Monod, Zilka u. A. besorgt.

*) In neuesten Nummern hat allerdings Niebuhr gelegentlich wieder Reiseberichte veröffentlicht.

**) Siehe Keller and Stewart „Protestant Europe". Doran & Cie, jetzt Richard Smith, New York.

as Schwinden der alten lutherischen Orthodoxie auf dem Kontinent deutlich bemerken. Die neuere theologische Entwicklung Amerikas, der Sturz in die Religionspsychologie, in den Pragmatismus, den Behaviourismus, die theologische Entleerung, die teilweise mit dem social gospel verbunden war, lenkt heute aber wieder die Aufmerksamkeit des theologischen Amerikas auf die Theologie des Kontinents zurück, besonders seit die dialektische Theologie wieder einen sichern theologischen Boden unter den Füßen zu gewinnen sucht. Kirchliche Zeitschriften, wie die British Weekly, das Quarterly Register, The Expositor und in Amerika The Christian Century, The Reformed Church Messenger beschäftigen sich mit großem Interesse mit dieser neuen Theologie *).

Für das Empfinden Amerikas leisten die europäischen Kirchen viel zu wenig direkte Friedensarbeit. Es ist dort dem kirchlichen Bewußtsein nicht begreiflich, daß die kontinentalen Kirchen so wenig Einfluß auf die öffentliche Meinung und das Leben des Staates haben und suchen. Dafür wird einerseits das alte Staatskirchentum in hohem Maße verantwortlich gemacht und anderseits der eschatologische Quietismus. Der kontinentale Protestantismus stellt sich für sie viel zu wenig hinter die Friedensarbeit des Völkerbundes und der Völkerbundsvereinigung. Diese zählt z. B. in England über 500 000 Mitglieder, unter denen sich zahllose Einzelgemeinden und Kirchen finden. Die Kirche identifiziert sich nach ihrem Eindruck zu stark mit Staat und Nation und macht zu leicht ihre gefährlichen Manöver mit. Das Federal Council hat sich z. B. außerordentlich stark für den Kelloggpakt eingesetzt und hat an alle, auch an die europäischen Kirchen einen besonderen Appell gerichtet. Daß aus Europa kein stärkeres Echo zurückkam, war dort sicher eine Enttäuschung.

Dem amerikanischen Empfinden ist auch der stärkere Gegensatz zwischen katholisch und protestantisch auf dem Kontinent auffallend. Der amerikanische Protestantismus hat eben nie die Religionskriege erlebt. Die scharfe Abgrenzung, ja die gegenseitige Bekämpfung scheint ihm von seiner Lage aus rückständig. Die gemeinsame Arbeit, wenigstens auf praktischem Gebiete, erscheint ihm dort leichter und selbstverständlicher, als in Europa.

Aus der Ferne gesehen ist es dem amerikanischen stark zersplitterten Kirchentum auch unbegreiflich, daß die europäischen Kirchen sich nicht rascher zu einer Bundeseinheit zusammengefunden haben. Man denkt dabei an ein europäisches Federal Council of Churches, mit dem sehr viel leichter zu verhandeln wäre als mit einzelnen, sich bekämpfenden Kirchen. Dies gilt allerdings hauptsächlich für den amerikanischen Kirchenbund, der stärker als alle andern außerkontinentalen Körperschaften, soweit sie nicht denominationell interessiert sind, nach der Einheit des kontinentalen Protestantismus ausgeschaut und sie gefördert hat. Umgekehrt fürchtet das amerikanische Luthertum die Bildung einer solchen Einheit und warnt davor.

Aus dieser Beurteilung durch das Ausland sieht man aufs Neue, was uns auch Amerika und Großbritannien gegenüber passiert, daß die vermeintlichen Fehler und Mängel stärker ins Auge fallen, als das stille, unscheinbare Leben und die alltäglich getane Kleinarbeit.

Immerhin erscheint heute der kontinentale Protestantismus im Bilde mehr und mehr als eine hoffnungsvolle Größe. Er ist nicht mehr der arme Verwandte der unmittelbaren Nachkriegszeit, der geradezu von Ruin und Auflösung bedroht war, sondern eine erstarkende und zusammengehörende religiöse Gemeinschaft, die viel neues Leben verheißt. Der Eindruck solcher Einheit und Zusammenarbeit für die fernen Beurteiler ist wesentlich verstärkt worden durch die Zusammenfassung, wie sie im Jugend- und Missionswerk, in der Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen und neuerdings durch das stärkere Hervortreten der europäischen Gruppe der Stockholmer Bewegung sichtbar wird. Man darf heute kühnlich behaupten, daß die eigentliche geistige Führung der Stockholmer Bewegung, das stärkste Interesse, in der europäisch-kontinentalen Gruppe liegt, und daß anderseits der kontinentale Protestantismus in der Europäischen Zentralstelle eine Hand und einen Mund gewonnen hat, wodurch einheitlichere Äußerungen möglich wurden. Eine nationale und konfessionelle Zersplitterung des kontinentalen Protestantismus hat für die außerkontinentale religiöse Welt kaum eine Bedeutung. Er würde so in seiner Schwäche, seiner Zerklüftung, seiner Ohnmacht, seinen kleinen Grenzen und Streitigkeiten erstarren. Ein kontinentaler Protestantismus, der in der europäischen Gruppe von Stockholm und in der Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen, im Gustav Adolf-Verein, im Freundschaftsbund der Kirchen, im Verein zur Verteidigung des Protestantismus sich kräftig rührt, gemeinsame Gesamtaufgaben erfaßt und seinen Aufbauwillen kräftig auch innerhalb der Gesamtwelt evangelischen Christentums zum Ausdruck bringt — der wird beachtet, gewinnt Fühlung und Bedeutung und hat auch gegenüber dem außerkontinentalen Protestantismus deutliche Aufgaben, sowohl auf dem Gebiet der Theologie, der sozialen Arbeit, der Mission, als in der Bearbeitung des Problems der östlichen Kirchen.

Genf Adolf Keller

*) Vgl. 1930 Nr. 22 Sp. 1097 ff. und 1094 ff. Ein erweiterter Sonderdruck des dortigen Kellerschen Berichts erscheint demnächst. D H

Wöchentliche Chronik

Die „Reformierte Kirchenzeitung" hat einen theologischen Literaturanzeiger als Beilage erhalten.

Das „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes" erscheint vom neuen Jahre an in großem Zeitungsformat unter dem Haupttitel „Der religiöse Sozialist".

Am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin ist neben dem Lehrauftrag für evangelische Missionswissenschaft ein katholisches Gegenstück geschaffen und dafür Pastor Dr. Grentrop berufen.

Auf dem vierten Kongreß der „Internationale proletarischer Freidenker" hat Professor Hartwig aus Wien ausgeführt, es habe angesichts der politischen und sozialen Arbeit der Kirche keinen Sinn, nur Religionskritik zu treiben. Man müsse die Kirche an der Seite fassen, daß sie sich mit dem Faschismus verbünde und den Marxismus bekämpfe. Das Freidenkertum müsse diese politischen Zusammenhänge aufzeigen und hier mit seinem Kampf gegen die Kirche einsetzen. DEK

Ludendorff schreibt in einem Brief an die Saarbrückener Landeszeitung, daß er „das Christentum als unvereinbar mit deutscher Art ablehne".

Die Evangelische Gemeinschaft umfaßt in Nordamerika, Europa, Asien und Afrika 264 932 Mitglieder, darunter 1634 Prediger. In 2724 Sonntagsschulen werden 355 713 Kinder unterrichtet, den Schulen stehen 34 905 Beamte und Lehrer vor. In Vereinen sind 68 213 Mitglieder zusammengeschlossen, die Frauenorganisationen umfassen 73 600 Mitglieder.

Die Kreissynode Stettin-Land, der Oldenburgische Predigerverein und der Pfarrerkonvent des Kirchenkreises Görlitz haben ebenso wie die Kreissynode Koblenz und der Anhaltische Pfarrerverein ihrem Bedauern über die Nichtaufnahme der Ostasienmission in den Deutschen Evangelischen Missionsbund ausgesprochen und gebeten, den Beschluß rückgängig zu machen. Die evangelischen Missionskirchen Japans haben die Gemeinden der deutschen Ostasienmission in ihren Bund aufgenommen.

Die Schleswig-Holsteinische Landessynode nahm einen Gesetzentwurf über die Dienstvergehen der Beamten der Landeskirchenverwaltung, ein Hilfsdienstgesetz, das Gesetz über die Versetzung der Geistlichen in ein anderes Pfarramt und das Gesetz zur Abänderung des Kirchensteuerrechts an, das Kirchensteuerprivilegien aufhebt.

Die Wahlen für den Landeskirchentag in Hannover sollen im Januar stattfinden. Die Freunde evangelischer Freiheit und die Mitglieder der Volkskirchlichen Vereinigung (Mitte) haben ein Wahlbündnis geschlossen; die Jungevangelischen haben die angefangenen Verhandlungen abgebrochen, um auch nach der Lutherischen Vereinigung hin die Hände frei zu haben. Protbl 49

Das Oberlandesgericht Celle hat auf Klage eines Beteiligten entschieden, daß bei Aufhebung der Kirchenstuhlrechte für jeden Stuhl 30 Mark, für ein Paar 50 Mark Entschädigung zu zahlen sind.

In Braunschweig hat die Regierung den Lehrern der weltlichen Schulen die Werbetätigkeit für ihre Schulen auch außerhalb des Dienstes untersagt.

Der Bischof von Mainz wird seit seinem Aufruf gegen den Nationalsozialismus mit gehässigen Zuschriften und Drohbriefen auch aus dem Reiche überhäuft. Am 2. Weihnachtsfeiertag wurde der Bischof auf der Straße von angetrunkenen jungen Leuten angefallen und mit Worten beleidigt. VZ 969

In Ludwigshafen fand in der Apostelkirche die Trauung eines Nationalsozialisten statt, der selbst in Uniform erschienen war, begleitet von 50 ebenfalls uniformierten Parteigenossen, die eine Fahne, flankiert von einem Doppelposten, am Altar aufstellten. Der die Trauung vollziehende Pfarrer begrüßte die Anwesenden beim Erscheinen mit dem Faschistengruß. VZ 309

Die deutschen Auslandsschulen erfassen 70 000 Schüler, davon in Brasilien allein 46 000. Die übrigen 24 000 werden in 200 Schulen unterrichtet. Das Deutsche Reich bewilligte dazu 1929 3,55 Millionen, die in diesem Jahre gekürzt sind. Die katholischen deutschen Orden beschäftigen im Auslandsschuldienst an 2264 niederen Schulen (ohne Kindergärten), 364 Mittel- und Fachschulen und 29 Priesterseminarien und Universitäten insgesamt 4432 Missionare (Priester und Brüder) und 9737 Schwestern; unter den Mittelschulen befindet sich ein zehnklassiges deutsches Lyzeum in Windhuk.

Am Straßburger Protestantischen Gymnasium soll ein Internat, vor allem für künftige Theologiestudenten, errichtet werden.

Die Theologische Fakultät in Montpellier ist durch ein Museum, eine große Bibliothek und verschiedene Säle vergrößert worden. Sie zählt 49 Studenten.

In der Vorstadt von Monteau-les-Mines, Digoin, werden die dort studierenden protestantischen Serben von der protestantischen Gemeinde von Digoin betreut und nehmen an ihrem Gottesdienst teil, wo sie jedesmal ihre schönen Gesänge ertönen lassen.

Dem Religiösen Volksblatt, dem Schweizerischen Protestantenblatt und dem Schweizerischen reformierten Volksblatt wird im

Auftrage des schweizerischen Vereins für freies Christentum vierteljährlich eine Schweizerische theologische Umschau beigegeben. Schriftleiter Professor Martin Werner in Bern.

Die Bernische Kirchensynode hat einen Antrag von Peter Barth abgelehnt, eine Kommission zum Studium der Friedens- und Landesverteidigungsfrage einzusetzen.

Im Aargau wurde das Dekanat neu eingeführt. Abgeschafft ist es durch Kirchengesetz von 1874 in Bern, wo nach Verlautbarung der Bernischen Kirchensynode „in keiner Weise an eine Wiederherstellung gedacht wird".

In Holland sind gegen eine neue Flottenvorlage 1,5 Millionen Unterschriften gesammelt worden, davon 80 000 durch die Vereinigung „Kirche und Frieden". NWege 11

Der holländische Staat zahlt an die israelitischen Gemeinden 16 400, die Altkatholiken 15 500, die römische Kirche 704 698, die Hervormden, Lutheraner und Remonstranten zusammen 1 704 236 Gulden; jede Pfarrstelle der Hervormden Kerk erhält durchschnittlich einen Zuschuß von 700 Gulden. RefKZ 50

Der neue Entwurf des Dänischen Gesetzes über die Volksschule hebt die geistliche Schulaufsicht und die im früheren deutschen Gebiet bestehenden Amtsschulkonsulenten auf, ebenso die bisherigen Schulkommissionen. Die Schulaufsicht übt ein Schulausschuß, Skolenäven, aus, zur Hälfte von der Kommune, zur Hälfte von den Elternbeiräten gewählt. Minderheitsschulen sind bei 10 % der Bevölkerung und mindestens 10 schulpflichtigen Kindern, sonst bei 24 Kindern einzurichten. An deutschen Seminaren vorgebildete Lehrer können an deutschen Schulen oder Schulabteilungen mit deutscher Unterrichtssprache angestellt werden, wenn sie dänische Staatsbürger, in den südjütischen Landesteilen zu Hause sind und eine Erganzungsprufung besonders im Dänischen bestanden haben. Rb 289

In Litauen ist ein Streit zwischen Regierung und Klerus ausgebrochen. Die Kurie gibt der Regierung anheim, den kirchlichen Frieden wieder herzustellen und sich mit dem Klerus zu verständigen. VZ 3

Die Tschechische Nationalkirche und die Polnische Nationalkirche sind eine Union eingegangen, wodurch ein einheitliches Statut und eine einheitliche Liturgie geschaffen werden. Die Pfarrer der polnischen Nationalkirche sollen ihre Ausbildung an der Theologischen Fakultat der Tschechischen Nationalkirche in Prag erhalten. Gemeinsames Haupt soll der Führer der Tschechischen Nationalkirche Patriarch Prohaska werden.

Der Generalkonvent der ungarischen Gesamtkirche richtete an die Regierung eine Eingabe, die evangelischen Beamten und Amtsbediensteten am Karfreitag von jedem Dienst zu befreien. Er beschloß, die Übernahme nur solcher Pfarrer aus den abgetretenen Gebieten zu befürworten, die bis 31. Dezember 1918 ordiniert sind und deren Verhalten weder vom Standpunkt der ungarländischen Kirche noch des ungarischen Staates beanstandet werden könne. UPP

Die ungarischen Altkatholiken haben in Rakosszentmihaly bei Budapest ihre erste Kirche eingeweiht.

Die Slowakische Kirche A B zählt in der Slowakei 384 192 Seelen, davon 326 192 Slowaken, 36 000 Deutsche, 22 000 Magyaren, in 313 Haupt- und 423 Filialgemeinden, 518 Schulen.

Der Papst hat in seiner Weihnachtsansprache den italienischen Staat aufgefordert, entsprechend einem Artikel des Lateranvertrages die Arbeit der protestantischen Gemeinden in Rom, die als „schamloser Proselytismus" bezeichnet werden, zu unterdrücken.

Die neuen vatikanischen Goldmünzen tragen die Bilder des Papstes und Christi, die Silber- und Nickelmünzen die des Papstes und abwechselnd die der Jungfrau und des Apostels, die Kupfermünzen nur die des Papstes. VZ 3

Die Baptistische italienische Mission umfaßt 50 Kirchen und 75 Evangelisationsposten, sie zählt 2800 getaufte Glieder und 1050 Sonntagsschüler. Sie besitzt eine theologische Schule, ein Waisenhaus, eine Zeitschrift Il Testimonio und eine Monatsschrift Bilychnis. Vgl. 1930, 24, 1211.

Die Waldenser besitzen in Borgio Verezzi bei Savona eine Familienpension.

Das Usbekische Obergericht in Taschkent verurteilte den Prior, den Kirchenratspräsidenten und einen Kirchenältesten der Orthodoxen Kirche zum Tode, weil sie in der Kirche Hartgeld verborgen gehalten und eine gegenrevolutionäre Agitation getrieben hätten. VZ 299

Von 71 500 Predigern in 17 protestantischen Kirchenkörpern in Amerika haben nur 33 % College und Seminar absolviert, in der römischen Kirche haben 68 %, in den Negerkirchen nur 7,4 % eine volle theologische Ausbildung. RefKZ 51

Die Behörde der Methodistenkirche für auswärtige Mission verfügte in diesem Jahre über 2 898 489 Dollar, 330 000 Dollar weniger als bisher. Grund: die große Arbeitslosigkeit in Amerika. Es wurden ernste Erwägungen darüber angestellt, wie eine Reihe Missionsunternehmungen teils durch die neuen Zentralkonferenzen, teils von benachbarten und befreundeten Gesellschaften übernommen werden konnten.

Von Personen. Angenommen: Heidelberg von Pfarrer D. Günther Dehn. Promoviert: Professor Lic. Artur Weiser in Tübingen zum D. von Heidelberg; Konsistorialpräsident August Gensen in Berlin und Pfarrer i. R. Reinhold Hartstock in Wernigerode zu DD. von Berlin. Ernannt: Metropolit Dionysius in Warschau zum Patriarchen der autokephalen orthodoxen Kirche in Polen. Gewahlt: Pfarrer Lobstein in Diedenhofen zum Präsidenten des Metzer Konsistoriums. Gestorben: Propst i. R. D. Martin Braunschweig, der frühere ständige Vertreter des Oberkirchenrats in Brasilien; Professor der orientalischen Sprachen D. Theodor Nöldeke, einst Straßburg, 94 Jahre alt, in Karlsruhe. E St

Verschiedenes

Vom Deutschen Studententag

Es war immer mein Wunsch, einmal den Verhandlungen einer deutschen Studententagung beiwohnen zu können. Nun bot sich die Gelegenheit, als vom 3.—5. Januar in Marburg die Deutsche Studentenschaft zum zweiten Male zusammentrat.

Es ist dies bekanntlich eine freie Organisation, nachdem der bis dahin vom Staate anerkannten und eingebauten das preußische Kultusministerium ihr Privileg entzog. Was sich da in Marburg auftat, war ein Delegiertenkonvent. Gegen zweihundert Studenten und solche, die es eben noch gewesen waren. Dazu eingeladene Professoren, nicht nur vom Tagungsort; immer waren etwa zwanzig zur Stelle.

Gegenstand: Fragen der Hochschulreform. Ich gedente nicht, darüber sachlich zu berichten. Und auch für das, was ich sage, bleibt zu berucksichtigen, daß ich eben doch nur an den drei Tagen je drei Stunden beiwohnen konnte. Aber von meinen Eindrücken will ich doch etwas wiedergeben.

Der Verlauf der Sitzungen war ein außerordentlich wohltuender. Leitung und Aussprache formell tadellos. An dem trefflichen Präsidium störend nur das Zigarettenrauchen: ich habe in meiner lebenslangen Versammlungspraxis noch nicht erlebt, daß man am Vorstandstische geraucht hatte. Aber dies war das Einzige, was mir mißfallen hat. In Wort und Ton herrschte vollkommener Anstand und guter Wille. Das ist heutzutage nicht überflüssig zu rühmen.

Zwischen Studenten und Dozenten gab es das freimütigste Zwiegespräch. Man sagte sich zuweilen recht gründlich und kraftig die Wahrheit. Von den Studenten wurden selbstverständlich zum Teil extreme Meinungen vertreten. Aber die Leidenschaft blieb immer gehalten und die Antwort vornehm. Einige von den jungen Leuten handhabten die Redekunst meisterhaft. Im Beifall war das Plenum zurückhaltend; scharren hörte ich niemals.

Man gab sich Mühe, unpolitisch zu bleiben. Im Parteisinne. Aber das ging natürlich nicht an. Für unsereinen war das Wertvolle und Aufregende: der völlige Mangel am Zusammenhang mit dem Hochschulwesen der Vorkriegszeit. Er wurde zuweilen durch die Professoren hergestellt, und das wirkte dann wie ein flüchtiges Licht aus ferner Vergangenheit. Jeder billige Vergleich fehlte: z. B. wenn etwa der politische Kultusminister von heute abgelehnt wurde (ob Frick ebenso wie Grimme?), hatte man gar kein Bewußtsein davon, daß auch die Kultusminister von einst politisch eingestellt waren. Es fehlte überhaupt dieser Aussprache jeder Horizont. Aber Inhalt hatten sie viel.

Ich hatte den Eindruck, daß es unserm preußischen Kultusministerium nicht schwer fallen müßte, mit diesen jungen Leuten zu einer Verständigung zu kommen. Und das wäre doch aus ernsten Gründen sehr zu wünschen. R

Kleine Mitteilungen

Das „Seminar für Fürsorgewesen und Sozialpädagogik an der Universität Frankfurt a. M." veranstaltet wie alljährlich auch 1931 unter der Leitung von Professor Klumker und Dr. jur. Reiß einen Lehrgang über Jugendfürsorge von einjähriger Dauer. Meldungen bis 1. April. Näheres: Kettenhofweg 130.

Versammlungskalender

21.—28. Januar Soziallehrgang für Theologen Spandau
28.—31. Januar Pastorenkursus Nationale Probleme Spandau
26.—31. Mai Internationaler Religionspsychologischer Kongreß Wien
3.—5. Juni Evangelischer Bund Magdeburg
1.—6. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Cambridge
2.—4. September Internationale Union antimilitaristischer Pfarrer Zürich
30. September Freunde der Christlichen Welt Basel
10.—13. Oktober Lutherisches Hilfswerk der Gotteskastenvereine Greiz

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 16 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12 267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. Februar